



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Der unheimliche Gast.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

ist sogar möglich, daß das Ganze hätte ziemlich gut gerathen können, wenn Lothar nicht unvorsichtiger Weise den Haßthas las. Die beiden spitzhaften Männer aus jener Zeit, der Goldschmidt und der Münzjud, mußten nun einmal hinein in die Brautwahl, es half nichts, und nun erscheinen die beiden unglückseligen Nevenants als fremdartige Prinzipale, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weise einwirken in die Handlung. Es ist gut, daß Deine Erzählung nicht gedruckt wird, Lothar, sonst würdest Du schlecht wegkommen vor dem strengen Richterstuhl der Kritik."

"Könnte," sprach Lothar, nach seiner sturillen Art lächelnd, "meine angenehme Geschichte von den seltsamen Drangsalen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Zusmann nicht wenigstens einen Berliner Almanach zieren? Ich würde nicht unterlassen, die Lokalität noch lokaler zu machen, einige celebre Namen hinzuzufügen und mir so den Beifall, wenigstens des litterarisch-kritischen Theaterpublikums erwerben". Doch nun im Ernste gesprochen, Leute! habt Ihr nicht, während ich las, manchmal recht herzlich gelacht, und sollte das nicht die Strenge Eurer Kritik beugen? — Vergleichst Du, Dttmar, meine Geschichte mit einer bunten, willkürlich zusammengefügteten Mosaik, so sey wenigstens nachgiebig genug, dem Dinge, das Du wunderbar toll nennst, eine kaleidoskopische Natur einzuräumen, nach welcher die heterogensten Stoffe willkürlich durcheinander geschüttelt, doch zuletzt artige Figuren bilden. Wenigstens für artig sollt Ihr nehmlich manche Figur in meiner Brautwahl erkennen, und an der Spitze dieser artigen Personen stelle ich den liebenswürdigen Baron Mensch, der durchaus der Familie des Münzjuden Lippolt entsprossen seyn muß. — Doch schon viel zu viel von meinem Machwerk, das Euch nur als ein bizarrer Scherz für den Augenblick aufregen sollte. Uebrigens gewahrt Ihr, daß ich meinem Hange, das Märchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu versetzen, wiederum treulich gefolgt bin."

"Und diesen Hange," begann Theodor, "nehme ich gar sehr in Schutz. Sonst war es üblich, ja Regel, alles was nur Märchen hieß, ins Morgenland zu verlegen, und dabei die Märchen der Dscheherade zum Muster zu nehmen. Die Sitten des Morgenlandes nur eben berührend, schuf man sich eine Welt, die haltlos in den Lüften schwebte und vor unsern Augen verschwamm. Deshalb gerietten aber jene Märchen meistens frohlig, gleichgültig, und vermochten nicht den innern Geist zu entzünden und die Fantasie aufzuregen. Ich meine, daß die Basis der Himmelsleiter, auf der man hinaufsteigen will in höhere Regionen, befestigt seyn müsse im Leben, so daß jeder nachsteigen vermag. Befindet er sich dann immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem fantastischen Zauberreich, so wird er glauben, dieß Reich gehöre auch noch in sein Leben hinein, und sey eigentlich der wunderbar herrlichste Theil desselben. Es ist ihm der schöne prächtige Blumengarten vor dem Thore, in dem er zu seinem hohen Ergötzen lustwandeln kann, hat er sich nur entschlossen, die düstern Mauern der Stadt zu verlassen."

"Wegiß aber nicht," sprach Dttmar, "Freund Theodor! daß mancher gar nicht die Leiter besteigen mag, weil das Klettern einem verständigen gesehten Manne nicht ziemt, mancher schon auf der dritten

* Diese Anekdote Lothars zeigt, was er schon damals im Sinne trug. Seine Erzählung, die Brautwahl, erschien nehmlich in der That abgedruckt in dem Berliner Taschenbuch für das Jahr 1820, und es sind wirklich celebre Namen aus der Berliner Kunstwelt genannt und manche Lokalitäten hinzugefügt. Wie gerecht aber der Tadel der Freunde, beweiset der Umstand, daß die Redaktion jenes Taschenbuchs den Verfasser dringend bat, sich künftig doch im Gebiet der Möglichkeit zu halten.

Sprosse schwindlicht wird, mancher aber auch recht hoch auf der breiten Straße des Lebens beständige Leiter, bis der er täglich, ja stündlich vorübergeht, gar nicht bemerkt! — Was aber die Märchen der Dscheherade in Euren Nacht betrifft, so ist es seltsam genug, daß die mehren Nachahmer gerade das überbarste Zeuher Leben und Wahrheit giebt und was eben auf Lothars Prinzip hinausläuft. All die Schuster, Schneider, Kostträger, Derwische, Kaufleute etc., wie sie in jenen Märchen vorkommen, sind Gestalten, wie man sie täglich auf den Straßen sah, und da nun das eigentliche Leben nicht von Zeit und Sitte abhängt, sondern in der tieferen Bedingung ewig dasselbe bleibt und bestehen muß, so kommt es, daß wir glauben, jene Leute, denen wir mitten in der Alltäglichkeit der wunderbarsten Zeuher erschloß, wandelten noch unter uns. So groß ist die Macht der Darstellung in jenem ewigen Buch."

Der Abend wurde kühl und kühl. Des Kammerherrn Theodors halber fanden es daher die Freunde gerathen in den Gartensaal zu treten und statt jenes starken nervenreizenden Getränks in aller Demuth und Milde Thee zu genießen.

Als die Theemaschine auf dem Tische stand und wir gewöhnlich ihr Liedchen zischte und summe, sprach Dttmar: „Wahrhaftig, keinen bessern Anlaß hätte ich finden können, Euch eine Erzählung vorzulesen, die ich schon vor langer Zeit ausschrieb und die gerade mit einem Thee beginnt. Zum voraus bemerke ich, daß sie in Cyprians Manier abgefaßt ist."

Dttmar las:

Der unheimliche Gast.

Der Sturm brauste durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und trieb die schwarzen Wolken vor sich her, die zischende, prasselnde Ströme von Regen und Hagel hinabschleuderten.

„Wir werden heute allein bleiben," sprach, als die Wanduhr sieben schlug, die Obristin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißten, „das böse Wetter verschadet die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heute kehrt." In dem Augenblick trat der Rittmeister Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch seinen geistreichen, unerschöpflichen Humor den Zirkel belebte, der sich jeden Donnerstag in der Hause des Obristen zu versammeln pflegte, und so war, wie Angelika bemerkte, ein einheimischer Kreis beisammen, der die größere Gesellschaft gern vermischen ließ. — Es war kalt im Saal, die Obristin ließ Feuer im Kamin anschüren und den Theetisch hinausrücken. „Sich beiden Männern," sprach sie nun, „die Ihr mit mehrerhaft ritterlichem Heroismus durch Sturm und Brand zu uns gekommen, kann ich wohl gar nicht zurechnen, daß Ihr vorlieb nehmen sollt mit unserm nüchternen, weichlichen Thee, darum soll Euch Mademoiselle Marguerite das gute nordische Getränk bereiten, das allem bösen Wetter widersteht."

Marguerite, Französin, der Sprache, anderer weiblicher Kunstfertigkeiten halber, Gesellschafterin des Fräuleins Angelika, dem sie an Jahren kaum überlegen erschien und that, wie ihr geheißten.

Der Punsch dampfte, das Feuer knisterte im Kamin, man setzte sich enge beisammen an den kleinen Tisch. Da frosteten und schauerten alle, und so munter und laut man erst im Saal auf und niedergehend gesprochen, erstand jetzt eine augenblickliche Stille, in der die wunderlichen Stimmen, die der Sturm in den Rauchfängen aufgestört hatte, recht vernehmbar piffen und heulten.

„Es ist," fing Dagobert, der junge Rechtsgelehrte endlich an, nun einmal ausgemacht, daß Herbst, Sturmwind, Kaminfeuer und Punsch ganz eigentlich zu-

mengedören, um die heimlichsten Schauer in unserm Innern aufzuregen.“ — „Die aber gar angenehm sind,“ fiel ihm Angelika in die Rede. „Ich meines Theils kenne keine hübschere Empfindung, als das leise Frösteln, das durch alle Glieder fährt, und indem man, der Himmel weiß wie, mit offenen Augen einen jähnen Blick in die selbstsamste Traumwelt hineinwirft.“ „Ganz recht,“ fuhr Dagobert fort. „Dieses angenehme Frösteln überfiel uns eben jetzt alle, und bei dem Blicke, den wir dabei unwillkürlich in die Traumwelt werfen mußten, wurden wir ein wenig stille. Wohl uns, daß das vorüber ist, und daß wir sobald aus der Traumwelt zurück gelehrt sind in die schöne Wirklichkeit, die uns die herrliche Gestränke darbietet!“ Damit stand er auf und leerte, sich amuthig gegen die Dbristin voneigend, das vor ihm stehende Glas. „G!“ sprach nun Morig, „wenn Du, so wie das Fräulein, so wie ich selbst, alle Süßigkeit jener Schauer, jenes träumerischen Zustandes empfindest, warum nicht gerne darin verweilen?“ — „Erzähle,“ nahm Dagobert das Wort, „mein Freund, zu bemerken, daß hier von jener Träumerei, in welcher der Geist sich in wunderlichem wirrem Spiel selbst erlustigt, gar nicht die Rede ist. Die ächten Sturmwind-, Kamin- und Punschschauer sind nichts anders, als der erste Anfall jenes unbegreiflichen geheimnißvollen Zustandes, der tief in der menschlichen Natur begründet ist, gegen den der Geist sich vergebens auflehnt, und vor dem man sich wohl hüten muß. Ich meine das Grauen — die Gespensterfurcht. Wir wissen alle, daß das unheimliche Volk der Spukgeister nur des Nachts, vorzüglich gern aber bei bösem Wetter der dunklen Heimath entsteigt und seine urre Wanderung beginnt; billig ist's daher, daß wir zu solcher Zeit irgend eines grauenhaftesten Besuchs gewärtig sind.“ „Sie scherzen Dagobert,“ sprach die Dbristin, „und auch das darf ich Ihnen nicht einräumen, daß das finstliche Grauen, von dem wir manchmal befallen, ganz unbedingt in unserer Natur begründet seyn sollte, vielmehr rechne ich es den Ammenmärchen und tollen Spukgeschichten zu, mit denen uns in der frühesten Jugend unsere Wärterinnen übersütteten.“

„Nein,“ rief Dagobert lebhaft, „gnädige Frau! Wie würden jene Geschichten, die uns als Kinder doch die allerliebsten waren, so tief und ewig in unserer Seele widerhallen, wenn nicht die wiederholenden Saiten in unserm eignen Innern lägen. Nicht wegzuläugnen ist die geheimnißvolle Geisterwelt, die uns umgibt, und die oft in seltsamen Klängen, ja in wunderbaren Visionen sich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entsetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdischen Organismus. Es ist das Weh des eingekerkerten Geistes, das sich darin ausdrückt.“ „Sie sind,“ sprach die Dbristin, „ein Geisterseher wie alle Menschen von roger Fantasie. Gehe ich aber auch wirklich ein in Ihre Dven, glaube ich wirklich, daß es einer unbekanntem Geisterwelt erlaubt sey, in vernehmbaren Tönen, ja in Visionen uns zu offenbaren, so sehe ich doch nicht ein, warum die Natur die Vasallen jenes geheimnißvollen Reichs so feindselig uns gegenüber gestellt haben sollte, daß sie nur Grauen, zerstörendes Entsetzen über uns zu bringen vermögen.“ „Vielleicht,“ fuhr Dagobert fort, liegt darin die Strafe der Mutter, deren Pflege, deren Zucht wir entartete Kinder entflohen. Ich meine, daß in jener goldenen Zeit, als unser Geschlecht noch im innigsten Einklange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entsetzen uns verfiel, eben weil es in dem tiefsten Frieden, in der seltsamen Harmonie alles Seyns keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen konnte. Ich sprach von seltsamen Geisterstimmen, aber wie kommt es denn, daß alle Naturlaute, deren Ursprung wir genau anzugeben wissen, uns wie der schneidende Jammer tönen

und unsere Brust mit dem tiefsten Entsetzen erfüllen? — Der merkwürdigste jener Naturtöne ist die Lustmusik oder sogenannte Teufelsstimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in seinen Ansichten von der Nachseite der Naturwissenschaft gedenkt. Diese Naturstimme läßt sich in stillen heitern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menschenstimme ähnlich, bald wie aus weiter — weiter Ferne daherschwebend, bald ganz in der Nähe schallend, vernehmen. Sie äußert eine solche tiefe Wirkung auf das menschliche Gemüth, daß die ruhigsten, verständigsten Beobachter sich eben des tiefsten Entsetzens nicht erwehren können.“ „So ist es,“ unterbrach hier Morig den Freund, „in der That. Nie war ich auf Ceylon, noch in den benachbarten Ländern, und doch hörte ich jenen entsetzlichen Naturlaut, und nicht ich allein, jeder, der ihn vernahm, fühlte die Wirkung, wie sie Dagobert beschrieben.“ „So wirst Du,“ erwiderte Dagobert, „mich recht erfreuen und am besten die Frau Dbristin überzeugen, wenn Du erzählst, wie sich alles begeben.“

„Sie wissen,“ begann Morig, „daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzosen foht. Mit einer Abtheilung spanischer und englischer Kavallerie bivouacquirete ich vor der Schlacht bei Vitoria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war von dem Marisch am gestrigen Tage, bis zum Tode ermüdet, fest eingeschlafen, da weckte mich ein schneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anders, als daß sich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, dessen Todesseufzer ich vernommen, doch schnarrchten die Cameraden um mich her, und nichts ließ sich weiter hören. Die ersten Strahlen des Frühroths brachen durch die dicke Finsterniß, ich stand auf und schritt über die Schläfer wegsteigend weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es war eine stille Nacht, nur leise, leise fing sich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu schütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klage laut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als schwängen sich die Geister der Erschlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr entsetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Brust erbehte, mich erfaßte ein tiefes namenloses Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menschlicher Kehle ertönen gehört, gegen diesen herzschneidenden Laut! Die Cameraden rappelten sich nun auf aus dem Schlafe. Zum dritten Mal erfüllte stärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erstarrten im tiefsten Entsetzen, selbst die Pferde wurden unruhig und schnaubten und stampften. Mehrere von den Spaniern sanken auf die Knie nieder und beteten laut. Ein englischer Offizier versicherte, daß er dieß Phänomen, das sich in der Atmosphäre erzeuge, und elektrischen Ursprungs sey, schon öfters in südlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrscheinlich die Witterung sich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltigen Geisterstimmen überirdischer Wesen, die das Ungeheure verkündeten, das sich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben bestätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all' ihren Schrecken daher donnerte.“

„Dürfen wir,“ sprach Dagobert, „denn nach Ceylon gehen oder nach Spanien, um die wunderbaren Klage-töne der Natur zu vernehmen? Kann uns das dumpfe Geheul des Sturmwindes, das Gepraffel des herabstürzenden Hagels, das Kechzen und Krächzen der Windfahnen nicht eben so gut, wie jener Ton mit tiefem Grausen erfüllen? — G! gönnen wir doch nur ein geeignetes Ohr der tollen Musik, die hundert abscheuliche Stimmen hier im Kamin aborgeln, oder horchen wir doch nur was wenig auf das gespenstliche Kieblein, das eben jetzt die Theemaschine zu singen beginnt!“

„D herrlich!“ rief die Obristin, „o überaus herrlich! — Sozar in die Theemaschine banat unser Dagobert Gespenster, die sich uns in grausigen Klageklängen offenbaren sollen!“ „Ganz unrecht,“ nahm Angelika das Wort, „liebe Mutter, hat unser Freund doch nicht. Das wunderliche Pfeifen, Knattern und Zischen im Kamin könnte mir wirklich Schauer erregen, und das Liebchen, was die Theemaschine so tiefklagend abfingt, ist mir so unheimlich, daß ich nur gleich die Lampe auslöschten will, damit es schnell ende.“

Angelika stand auf, ihr entfiel das Tuch, Moris bückte sich schnell darnach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den seelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihn ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte sie mit Inbrunst an die Lippen.

In demselben Augenblicke zitterte Marguerite, wie berührt von einem elektrischen Schlag, heftig zusammen, und ließ das Glas Punsch, das sie so eben eingeschenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tausend Stücken zerklüftete. Laut schluchzend warf sie sich der Obristin zu Füßen, nannte sich ein dummes ungeschicktes Ding, und bat sie, zu vergönnen, daß sie sich in ihr Zimmer entferne. Alles was eben jetzt erzählt worden, habe ihr, unerachtet sie es keinesweges ganz verstanden, innerlichen Schauer erregt; ihre Angst hier am Kamin sey unbeschreiblich, sie fühle sich krank, sie wolle sich ins Bett legen. Und dabei küßte sie der Obristin die Hände, und benetzte sie mit den heißen Thränen, die ihr aus den Augen stürzten.

Dagobert fühlte das Peinliche des ganzen Auftritts und die Nothwendigkeit, der Sache einen andern Schwung zu geben. Auch er stürzte plötzlich der Obristin zu Füßen und flehte mit der weinerlichsten Stimme, die ihm nur zu Gebote stand, um Gnade für die Verbrecherin, die sich unterfangen, das köstlichste Getränk zu verschütten, das je eines Rechtsgelehrten Zunge genest und sein frohliges Herz erwärmt. Was den Punschfleck auf dem gebohten Fußboden betreffe, so schwöre er morgenden Tages sich Wachsbürsten unter die Füße zu schrauben und in den göttlichsten Touren, die jemals in eines Hofstanzmeisters Kopf und Beine gekommen, eine ganze Stunde hindurch den Saal zu durchhüpfen.

Die Obristin, die erst sehr finster Marguerite angeblickt, erheiterte sich bei Dagoberts klugem Beginnen. Sie reichte lachend beiden die Hände und sprach: „Steht auf und trocknet Eure Thränen, Ihr habt Gnade gefunden vor meinem strengen Richterstuhl! — Du, Marguerite, hast es allein Deinem geschickten Anwalt und seiner heroischen Aufopferung Rücksichts des Punschflecks zu verdanken, daß ich Dein ungeheures Verbrechen nicht schwer ahnde. Aber ganz erlassen kann ich Dir die Strafe nicht. Ich befehle daher, daß Du, ohne an Kränkelei zu denken, fein im Saal bleibest, unsern Gästen fleißiger als bisher Punsch einschenkst, vor allen Dingen aber Deinem Retter zum Zeichen der innigsten Dankbarkeit einen Kuß giebst!“

„So bleibt die Tugend nicht unbelohnt,“ rief Dagobert mit komischem Pathos, indem er Margueritens Hand ergriff. „Glauben Sie nur,“ sprach er dann, „Holde! daß es noch auf der Erde heroische Jurisconsulten giebt, die sich rücksichtslos aufopfern für Unschuld und Recht! — Doch! — geben wir nun unserer strengen Richterinnen nach — vollziehen wir ihr Urtheil, von dem keine Appellation möglich.“ Damit drückte er einen flüchtigen Kuß auf Margueritens Lippen, und führte sie sehr feierlich auf den Platz zurück, den sie vorher eingenommen. Marguerite über und über roth, lachte laut auf, indem ihr noch die hellen Thränen in den Augen standen. „Alberne Thörin,“ rief sie auf französisch, „die ich bin! muß ich denn nicht alles thun, was die

Frau Obristin befehlt? Ich werde ruhig seyn, ich will Punsch einschenken und von Gespenstern sprechen können ohne mich zu fürchten.“ „Bravo englischer Kuß,“ nahm Dagobert das Wort, „mein Heroismus hat Dich begeistert, und mich die Süßigkeit Deiner holden Lippen! — Meine Fantasie ist neu beschwingt und ich fühle mich aufgeleget, das Schauerlichste aus dem regio di pianto aufzutischen zu unserer Ergötlichkeit.“ „Nä,“ dachte, sprach die Obristin, „wir schwiegen von den fatalen unheimlichen Zeuge.“ „Bitte,“ fiel ihr Angelika ins Wort, „liebe Mutter, lassen Sie unserm Herrn Dagobert gewähren. Gesetzen will ich's nur, daß ich nicht kindisch bin, daß ich nichts lieber hören mag, als köstliche Sputzgeschichten, die so recht durch alle Glieder fließen.“ „Wie mich das freut!“ rief Dagobert! „Nichts ist mir lebenswürdiger bei jungen Mädchen, als wenn sie so graulich sind, und ich möchte um Alles in der Welt kein Fraueirathen, die sich nicht vor Gespenstern rechtlich ängstigt.“ „Du behauptest,“ sprach Moris, „dein Freund Dagobert, vorhin, daß man sich vor jedem traumerischen Schauer, als dem ersten Anfall der Gespensterfurcht, wohl hüten müsse, und bist uns die nähere Erklärung weshalb? noch schuldig.“ „Es bleibt,“ erwiderte Dagobert, „sind nur die Umstände darnach, niemals bei jenen angenehmen träumerischen Schauern, bei der erste Anfall herbeiführt. Ihnen folgt bald Todesangst, haarfräubendes Entsetzen, und so scheint jenseit angenehme Gefühl nur die Vertöckung zu seyn, mit der uns die unheimliche Geisterwelt befrückt. Wir sprechen erst von uns erklärlichen Naturtönen und ihrer grißlichen Wirkung auf unsere Sinne. Zuweilen vernehmen wir aber seltsamere Laute, deren Ursache uns durchaus unerforschlich ist, und die in uns ein tiefes Grauen erregen. Alle beschwichtigende Gedanken, daß irgend ein verdecktes Thier, die Zugluft oder sonst etwas jenen Ton auf ganz natürliche Art hervorbringen könne, hilft durch aus nichts. Jeder hat es wohl erfahren, daß in der Nacht das kleinste Geräusch, was in abgemessenen Pausen wiederkehrt, allen Schlaf verjagt, und die innerliche Angst steigert und steigert bis zur Verfortbeit aller Sinne. — Vor einiger Zeit stieg ich auf der Meise in einem Gasthof ab, dessen Wirth mir ein hohes, freundliches Zimmer einräumte. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe. Der Mond warf seine hellen Strahlen durch die unverhüllten Fenster, daß ich alle Möbeln, auch den kleinsten Gegenstand im Zimmer deutlich erkennen konnte. Da gab es einen Ton, wie wenn ein Regentropfen hinabfiel in ein metallenes Becken. Ich horchte auf! — In abgemessenen Pausen kehrte der Ton wieder. Mein Hund, der sich unter der Bette gelagert, kroch hervor und schnupperte räuselt und ächzend im Zimmer umher und kratzte bald an den Wänden, bald an dem Boden. Ich fühlte, wie Eisenströme mich durchglitten, wie kalte Schweistropfen von meiner Stirne herabtröpfelten. Doch, mich mit Gemalt ermannend, rief ich erst laut, sprang dann aus dem Bett und schritt vor bis in die Mitte des Zimmers. Da fiel der Tropfe dicht vor mir, ja wie durch mein Zureden nieder in das Metall, das in gellendem Laut erklopfte. Uebermannet von dem tiefsten Entsetzen taumelte ich nach dem Bett, und barg mich halb ohnmächtig unter der Decke. Da war es, als wenn der immer noch in gemessenen Pausen zurückkehrende Ton leiser und immer länger hallend in Lüften verschwebte. Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erst am hellen Morgen erwachte, der Hund hatte sich dicht an mich geschmiegt, und sprang erst, als ich mich aufrichtete, herab vom Bette lustig lächelnd, als sey auch ihm jetzt erst alle Angst entnommen. Mir kam der Gedanke, daß vielleicht mir nur die ganz natürliche Ursache jenes wunderbaren Klangs verdeckt

gelieben seyn könne, und ich erzählte dem Wirth mein wichtiges Abenteuer, dessen Grausen ich in allen Gliedern fühlte. Er werte, schloß ich, gewiß mir alles erklären können, und habe Unrecht gethan, mich nicht darauf vorzubereiten. Der Wirth erbat sich, und bat mich um des Himmelswillen, doch niemanden mitzutheilen, was sich in jenem Zimmer begeben, da er sonst Gefahr laufe, seine Nahrung zu verlieren. Mehrere Reisende, erzählte er, hätten schon vormals über jenen Ton, den sie in mondellen Nächten vernommen, geklagt. Er habe alles auf das Genaueste untersucht, ja selbst die Dielen in diesem und den anstoßenden Zimmern aufreissen lassen, so wie in der Nachbarschaft emsig nachgeforscht, ohne auch im Mindesten der Ursache jenes grauenvollen Klangs auf die Spur kommen zu können. Schon beinahe seit Jahresfrist sey es still geblieben, und er habe geglaubt, von dem bösen Spuk befreit zu seyn, der nun, wie er zu seinem großen Schrecken vernehmen müsse, sein unheimliches Wesen aufs Neue treibe. Unter keiner Bedingung werde er mehr irgend einen Gast in jenem verurtheilten Zimmer beherbergen! —

„Ach,“ sprach Angelika, indem sie sich wie im Fieberfrost schüttelte, „das ist schauerlich, das ist sehr schauerlich, nein ich wäre gestorben, wenn mir dergleichen begegnet. Ist ist es mir aber schon geschehen, daß ich aus dem Schlaf plötzlich erwachend eine unbeschreibliche innere Angst empfand, als habe ich irgend etwas Entsetzliches erfahren. Und doch hatte ich auch nicht die leiseste Ahnung davon, ja nicht einmal die Erinnerung irgend eines fürchterlichen Traumes, vielmehr war es mir, als erwache ich aus einem völlig bewußtlosen todtähnlichen Zustande.“

„Diese Erscheinung kenne ich wohl,“ fuhr Dagobert fort. „Wohlleicht deutet gerade das auf die Macht fremder psychischer Einflüsse, denen wir uns willkürlich hingeben müssen. So wie die Somnambule sich durchaus nicht ihres somnambulen Zustandes erinnert und dessen, was sich in demselben mit ihr begeben, so kann vielleicht jene grauenhafte Angst, deren Ursache uns verborgen bleibt, der Nachhall irgend eines gewaltigen Zaubers seyn, der uns selbst entrückt.“

„Ich erinnere mich,“ sprach Angelika, „noch sehr lebhaft, wie ich, es mögen wohl vier Jahre her seyn, in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages in einem solchen Zustande erwachte, dessen Grauen mich einige Tage hindurch lähmte. Vergebens rang ich aber darnach, mich auf den Traum zu besinnen, der mich so entsetzt hatte. Deutlich bin ich mir bewußt, daß ich eben auch im Traum jenen schrecklichen Traum diesem, jenem, vor allen aber meiner guten Mutter öfter erzählt hatte, aber nur daß ich jenen Traum erzählt hätte, ohne mich auf seinen Inhalt besinnen zu können, war mir bei meinem Erwachen Erinnerung.“ „Dieses wunderbare psychische Phänomen,“ erwiderte Dagobert, „hängt genau mit dem magnetischen Prinzip zusammen.“ „Immer ärger,“ rief die Obristin, „wird es mit unserm Gespräch, wir verlieren uns in Dinge, an die nur zu denken mir unerträglich ist. Ich fordere Sie auf, Moriz, sogleich etwas recht Lustiges, Tolles zu erzählen, damit es nur mit den unheimlichen Spukgeschichten einmal ende.“

„Wie gern,“ sprach Moriz, „will ich mich Ihrem Befehl, Frau Obristin, fügen, wenn es mir erlaubt ist, mir noch einer einzigen schauerlichen Begebenheit zu gedenken, die mir schon lange auf den Lippen schwebt. Sie erfüllt in diesem Augenblick mein Inneres so ganz und gar, daß es ein vergleichliches Mähen seyn würde, von andern heitern Dingen zu sprechen.“

„So entladen Sie sich denn,“ erwiderte die Obristin, „alles schauerlichen, von dem sie nun einmal besangen.“

Mein Mann muß bald heimkehren, und dann will ich in der That recht gern irgend ein Gefecht noch einmal mit Euch durchkämpfen, oder mit verliebtem Enthusiasmus von schönen Pferden sprechen hören, um nur aus der Spannung zu kommen, in die mich das spukhafte Zeug versetzt, wie ich nicht läugnen mag.“

„In dem letzten Feldzuge,“ begann Moriz, „machte ich die Bekanntschaft eines russischen Obristleutenants, Riefländers von Geburt, kaum dreißig Jahre alt, die, da der Zufall es wollte, daß wir längere Zeit hindurch vereint dem Feinde gegenüber standen, sehr bald zur engsten Freundschaft wurde. Bogislav, so war der Obristleutenant mit Vornamen geheissen, hatte alle Eigenschaften, um sich überall die höchste Achtung, die innigste Liebe zu erwerben. Er war von hoher, edler Gestalt, geistreichem, männlich schönem Antlitz, seltner Ausbildung, die Gutmüthigkeit selbst, und dabei tapfer wie ein Löwe. Er konnte vorzüglich bei der Flasche sehr leiter seyn, aber oft übermannte ihn plötzlich der Gedanke an irgend etwas Entsetzliches, das ihm begegnet seyn mußte, und das die Spuren des tiefsten Grams auf seinem Gesicht zurück gelassen hatte. Er wurde dann still, verließ die Gesellschaft und streifte einsam umher. Im Felde pflegte er Nachts rastlos von Vorposten zu Vorposten zu reiten, nur nach der erschöpfendsten Anstrengung überließ er sich dem Schlaf. Kam nun noch hinzu, daß er oft ohne dringende Noth sich der drohendsten Gefahr aussetzte, und den Tod in der Schlacht zu suchen schien, der ihn floh, da im härtesten Handgemenge ihn keine Kugel, kein Schwerdtstreich traf, so war es wohl gewiß, daß irgend ein unerforschlicher Verlust, ja wohl gar eine rasche That sein Leben verfort hatte.“

Wir nahmen auf französischem Gebiet ein besetztes Schloß mit Sturm, und harrten dort ein paar Tage, um den erschöpften Truppen Erholung zu gönnen. Die Zimmer, in denen sich Bogislav einquartiert hatte, lagen nur ein paar Schritte von dem meinigen entfernt. In der Nacht weckte mich ein leises Pochen an meine Stubenthüre. Ich forschte, man rief meinen Namen, ich erkannte Bogislavs Stimme, stand auf und öffnete. Da stand Bogislav vor mir im Nachtgewande, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der Hand, entstellt — bleich wie der Tod — bebend an allen Gliedern — keines Wortes mächtig! — „Um des Himmelswillen — was ist geschehen — was ist Dir, mein theuerster Bogislav?“ So rief ich, führte den Dymmächtigen zum Lehnstuhl, schenkte ihm zwei — drei — Gläser von dem starken Wein ein, der gerade auf dem Tische stand, hielt seine Hand in der meinigen fest, sprach tröstende Worte, wie ich nur konnte, ohne die Ursache seines entsetzlichen Zustandes zu wissen.“

Bogislav erholte sich nach und nach, seufzte tief auf und begann mit leiser hohler Stimme. „Nein! — Nein! — Ich werde wahnsinnig, fast mich nicht der Tod, dem ich mich sehnd in die Arme werfe! — Dir, mein treuer Moriz, vertraue ich mein entsetzliches Geheimniß. Ich sagte Dir schon, daß ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand. Dort sah ich die Tochter eines der angesehensten Häuser und kam in glühende Liebe. Das Engelbild gab sich mir ganz hin, und von den Eltern begünstigt, wurde der Bund geschlossen, von dem ich alle Seligkeit des Himmels hoffte. Schon war der Hochzeittag bestimmt, da erschien ein sizilianischer Graf, und drängte sich zwischen uns mit eifrigen Bewerbungen um meine Braut. Ich stellte ihn zur Rede, er verhöhnte mich. Wir schlugen uns, ich stieß ihm den Degen durch den Leib. Nun eilte ich zu meiner Braut. Ich fand sie in Thränen gebadet, sie nannte mich den verruchten Mörder ihres Geliebten, stieß mich von sich mit allen Zeichen des Abscheus, schrieb auf in trostlosem

Jammer, sank ohnmächtig nieder wie vom ästigen Skorpion berührt, als ich ihre Hand faßte! — Wer schildert mein Entsetzen! Den Eltern war die Sinnesänderung ihrer Tochter ganz unerklärlich. Nie hatte sie den Bewerbungen des Grafen Gehör gegeben. Der Vater versetzte mich in seinem Palast, und sorgte mit großmüthigem Eifer dafür, daß ich unentdeckt Neapel verlassen konnte. Von allen Furien gepörscht, floh ich in einem Strich fort bis nach Petersburg! — Nicht die Untreue meiner Geliebten, nein! — ein furchtbares Geheimniß ist es, das mein Leben verdirbt! — Seit jenem unglücklichen Tage in Neapel verfolgt mich das Grauen, das Entsetzen der Hölle! — Oft bei Tage, doch öfter zur Nachtzeit vernehme ich bald aus der Ferne, bald dicht neben mir ein tiefes Todesächzen. Es ist die Stimme des getödteten Grafen, die mein Innerstes mit dem tiefsten Grausen durchbebt. Durch den stärksten Kanonendonner, durch das prasselnde Musketenfeuer der Bataillone, vernehme ich dicht vor meinen Ohren den gräßlichen Jammerton, und alle Wuth, alle Verzweiflung des Wahnsinns erwacht in meinem Busen! — Eben in dieser Nacht! — Bogislav hielt inne, und mich, wie ihn, faßte das Entsetzen, denn ein lang ausgehaltener herzzersehrender Jammerton ließ sich, wie vom Gange herkommend, vernehmen. Dann war es, als raffe sich jemand ächzend und stöhnend mühsam vom Boden empor, und nahe sich schweren unsichern Trittes. Da erhob sich Bogislav plötzlich vom Lehnstuhl und rief, wilde Gluth in den Augen, mit donnernder Stimme: „Erscheine mir, Verrüchter! wenn Du es vermagst — ich nehm' es auf mit Dir und mit allen Geistern der Hölle, die Dir zu Gebote stehn.“ — Nun geschah ein gewaltiger Schlag. —

In dem Augenblick sprang die Thüre des Saals auf mit dröhnendem Geräusch.

— So wie Dttmar diese Worte las, sprang auch die Thüre des Gartensaals wirklich dröhnend auf und die Freunde erblickten eine dunkle verbüllte Gestalt, die sich langsam mit unhörbaren Geisterritten nähete. Alle starrten etwas entsetzt hin, jedem stockte der Athem.

„Ist es recht,“ schrie endlich Lothar, als der volle Schein der Lichter der Gestalt ins Gesicht fiel und den Freund Cyprianus erkennen ließ, „ehrbare Leute spöpsen zu wollen mit schöner Geisterpielerei? — Doch ich weiß es, Cyprian, Du begnügt Dich nicht mit Geistern und allerlei seltsamen Visionen und tollem Spuk zu handhieren, Du möchtest selbst gern manchmal ein Spuk, ein Gespenst seyn. Aber sage, wo kamst Du so plötzlich her, wie hast Du uns hier auffinden können?“ „Ja! das sage, das sage!“ wiederholten Dttmar und Lothar.

„Ich komme,“ begann Cyprian, „heute von meiner Reise zurück, ich laufe zu Theodor, zu Lothar, zu Dttmar, keinen treffe ich an! In vollem Unmuth renne ich heraus ins Freie, und der Zufall will, daß ich, nach der Stadt zurückkehrend, den Weg einschlage, der bei dem Gartenhause dicht vorbeiführt. Es ist mir, als höre ich eine wohlbekannte Stimme, ich gucke durchs Fenster und erblicke meine würdigen Scrapionsbrüder, und höre meinen Dttmar den unheimlichen Gast vorlesen.“

„Wie,“ unterbrach Dttmar den Freund, „Du kennst schon meine Geschichte?“

„Du vergiffest,“ fuhr Cyprian fort, „daß Du die Angrebienzen zu dieser Erzählung von mir selbst empfangest. Ich bin es, der Dich mit der Teufelsstimme, mit der Lustmusik bekannt machte, der Dir sogar die Idee der Erscheinung des unheimlichen Gastes gab, und ich bin begierig, wie Du mein Thema ausgeführt hast. Uebrigens werdet Ihr finden, daß, als Dttmar die Thüre des Saals aufspringen ließ, ich nothwendig ein Gleiches thun und Euch erscheinen mußte.“

„Doch,“ nahm Theodor das Wort, „gewiß nicht als unheimlicher Gast, sondern als treuer Scrapionsbrüder, der, unerachtet er mich, wie ich gern gelassen will, nicht wenig erschreckt hat, mir tausendmal willkommen seyn soll.“

„Und wenn,“ sprach Lothar, „er durchaus kein Geist seyn will, so soll er wenigstens nicht zu den unruhigen Geistern gehören, sondern sich niederkaffee Thee trinkend, ohne zu sehr mit der Tasse zu klappern, dem Freunde Dttmar zuzuhören, auf dessen Befehl ich um so begieriger bin, da er diesmal ein ihm gewohntes fremdes Thema bearbeitet hat.“

Auf Theodor, der von seiner Krankheit her noch sehr reizbar, hatte der Scherz des Freundes in der That mehr gewirkt als dienlich. Er war todtentbleich, und man gewahrte, daß er sich einige Gewalt antun mußte, um better zu scheinen.

Cyprian bemerkte dieß und war nun über das, was er begonnen, nicht wenig betreten. „In der That,“ sprach er, „ich dachte nicht daran, daß mein thörrer Freund kaum von einer bösen Krankheit erstanden. Ich handelte gegen meinen eignen Grundsat, welcher mich verbietet, dergleichen Scherz zu treiben, da es sich schon begeben, daß der fürchterliche Ernst der Höllewelt eingriff in diesen Scherz und das Entsetzlich gebar. Ich erinnere mich zum Beispiel —“

„Halt, halt,“ rief Lothar, „ich leide durchaus keine längere Unterbrechung. Cyprian sieht im Begriff, und nach seiner gewöhnlichen Weise zu entföhren in seinen einheimischen schwarzen Zauberswald. Ich bitte Dich, Dttmar, fahre fort.“

Dttmar las weiter: Hinein trat ein Mann von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet, b'eichen Antlitz, ernsten, festen Blickes. Er nahte sich mit dem stolzen Anstande der vornehmen Welt der Obristin, und hat in gewählten Ausdrücken um Verzeihung, daß er früher geladen, so spät komme, ein Besuch, den er nicht los werden können, babe ihn zu seinem Bedruss aufgehalten. — Die Obristin, nicht fähig, sich von dem lächerlichen Schreck zu erholen, stammelte einige unverständliche Worte, die ohngesähr andeuten sollten, der Fremde möge Platz nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht neben der Obristin, Angelika gegenüber, hin, setzte sich, ließ seinen Blick den Kreis durchlaufen. Keiner vermochte, wie gelähmt, ein Wort hervorzubringen. Da begann der Fremde: doppelt müsse er sich entschuldigen, einmal daß er in so später Stunde, und dann daß er mit so vielem Ungeßüm eingetreten sey. Nicht seine Schuld sey aber auch das letzte, da nicht er, sondern der Dttmar, den er auf dem Vorfaal getroffen, die Thüre so heftig aufgestoßen. Die Obristin, mit Mühe das unheimliche Gefühl, von dem sie ergriffen, bekämpfend, fragte, wen sie bei sich zu sehen das Vergnügen habe. Der Fremde schien die Frage zu überhören, auf Margueriten achtend, die, in ihrem ganzen Wesen plötzlich verändert, laut aufschrie, dicht an den Fremden hinanzeltelte, und immerfort lichernd auf französisch erzählte, daß man sich eben in den schönsten Spukgeschichten erfreue, und daß nach dem Willen des Herrn Mittmännchen eben ein böses Gespenst erscheinen sollen, als er, der Fremde hineingetreten. Die Obristin, das Unsichere fühlend, den Fremden, der sich als eingeladen angesehndigt, nach Stand und Namen zu fragen, mehr aber noch von seiner Gegenwart beängstigt, wiederholte nicht ohne Frage, verwies Margueriten nicht ein Betragen, das beinahe den Anstand verlegte. Der Fremde machte Margueriten's Geschwäg ein Ende, indem er sich zur Obristin, dann zu den übrigen wendend von irgend einer gleichgültigen Begebenheit zu sprechen begann, bis er gerade am Orte zugetragen. Die Obristin antwortete

Dagobert versuchte sich ins Gespräch zu mischen, das endlich in einzelnen abgebrochenen Reden mühsam fortging. Und dazwischen trillerte Marguerite einzelne Couplets französischer Chansons und figurirte, als besönne sie sich auf die neuesten Touren einer Gavotte, während die andern sich nicht zu regen vermochten. Jeder fühlte seine Brust beengt, jeden drückte wie eine Gewitterschwüle die Gegenwart des Fremden, jedem erstarrte das Wort auf den Lippen, wenn er in das todtbläuliche Antlitz des unheimlichen Gastes schaute. Und doch hatte dieser in Ton und Gebärde durchaus nichts Ungewöhnliches, vielmehr zeigte sein ganzes Betragen den vielerfahrenen, gebildeten Weltmann. Der fremde scharfe Kecken, mit dem er deutsch und französisch sprach, ließ mit Recht schließen, daß er weder ein Deutscher, noch ein Franzose seyn konnte.

Auf athmete die Obristin, als endlich Meiter vor dem Hause hielten, und die Stimme des Obristen sich vernehmen ließ.

Wald darauf trat der Obrist in den Saal. So wie er den Fremden erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: „Herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Graf! — Auf das Herzlichste willkommen.“ Dann sich zur Obristin wendend: „Graf S — i, ein treuer, treuer Freund, den ich mir tief im Norden erwarb, und im Süden wieder fand.“

Die Obristin, der nun erst alle Bangigkeit entnommen, verrieth dem Grafen mit anmuthigem Lächeln, nur der Schuld ihres Mannes, der unterlassen, sie auf seinen Besuch vorzubereiten, habe er es bezumessen, wenn er vielleicht etwas seltsam und gar nicht auf die Weise, wie es dem vertrauten Freunde gebühre, empfangen worden: dann erzählte sie dem Obristen, wie den ganzen Abend über von nichts anderm, als von Spukereien und unheimlichen Wesen die Rede gewesen sey, wie Moriz eine schauerliche Geschichte erzählt, die ihm und einem seiner Freunde begegnet, wie eben in dem Augenblick, als Moriz gesprochen: Nun geschah ein entsetzlicher Schlag, die Thüre des Saals aufgesprungen und der Graf eingetreten sey.

„Merkest!“ rief der Obrist laut lachend, „man hat Sie, lieber Graf, für ein Gespenst gehalten! In der That mir scheint, als wenn meine Angelika noch einige Spuren des Schreckes im Gesicht trüge, als wenn der Rittmeister sich noch nicht ganz von den Schauern seiner Geschichte erholen konnte, ja als wenn sogar Dagobert seine Munterkeit verloren. Sagen Sie, Graf! ist es nicht arg, Sie für einen Spuk, für einen schunden Aevant zu nehmen!“

„Sollte ich,“ erwiderte der Graf mit seltsamem Blick, „vielleicht etwas Gespenstisches an mir tragen? — Man spricht ja jetzt viel von Menschen, die auf Anrede vermöge eines besondern psychischen Zaubers einzuwirken vermögen, daß ihnen ganz unheimlich zu Muth werden soll. Vielleicht bin ich gar solchen Zaubers mächtig.“

„Sie scherzen, lieber Graf,“ nahm die Obristin das Wort, „aber wahr ist es, daß man jetzt wieder Jagd macht auf die wunderbarsten Geheimnisse.“

„So wie,“ erwiderte der Graf, „man überhaupt wieder an Ammenmärchen und wunderlichen Einbildungen fränkelt. Ein Jeder hüte sich vor einer solchen sonderbaren Epidemie. — Doch ich unterbrach den Hrn. Rittmeister bei dem spannendsten Punkt seiner Erzählung und bitte ihn, da niemand von seinen Zuhörern den Schluß — die Auflösung gern missen würde, fortzuführen.“

Dem Rittmeister war der fremde Graf nicht nur unheimlich, sondern recht im Grunde der Seele zuwider. Er fand in seinen Worten, zumal, da er recht fatal dabei

lächelte, etwas Verhöhnendes, und erwiderte mit flammendem Blick und scharfem Ton, daß er befürchten müsse, durch sein Ammenmärchen die Heiterkeit, die der Graf in den düster gestimmten Zirkel gebracht, zu verflören, er wolle daher lieber schweigen.

Der Graf schien nicht sonderlich des Rittmeisters Worte zu beachten. Mit der goldenen Dose, die er zur Hand genommen, spielend, wandte er sich an den Obristen mit der Frage, ob die aufgeweckte Dame nicht eine geborne Französin sey?

Er meinte Margueriten, die immerfort trällernd im Saal herumhüpfte. Der Obrist trat an sie heran und fragte halblaut, ob sie wahnsinnig geworden? Marguerite schlich erschrocken an den Theetisch, und setzte sich still hin.

Der Graf nahm nun das Wort und erzählte auf anziehende Weise von diesem, jenem, was sich in kurzer Zeit begeben. — Dagobert vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Moriz stand da über und über roth, mit bligenden Augen, wie das Zeichen zum Angriff erwartend. Angelika schien ganz in die weibliche Arbeit vertieft, die sie begonnen, sie schlug kein Auge auf! — Man schied in vollem Mißmuth auseinander.

„Du bist ein glücklicher Mensch,“ rief Dagobert, als er sich mit Moriz allein befand, „zweifle nicht länger, daß Angelika Dich innig liebt. Dies habe ich es heute in ihren Blicken erschaut, daß sie ganz und gar in Liebe ist zu Dir. Aber der Teufel ist immer geschäftig und säet sein giftiges Unkraut unter den schön blühenden Weizen. Marguerite ist entbrannt in toller Leidenschaft. Sie liebt Dich mit allem wüthenden Schmerz, wie er nur ein brünstiges Gemüth zerreißen kann. Ihr heutiges wahnsinniges Beginnen war der nicht niederzukämpfende Ausbruch der rasendsten Eifersucht. Als Angelika das Luch sollen ließ, als Du es ihr reichtest, als Du ihre Hand küstest, kamen die Furien der Hölle über die arme Marguerite. Und daran bist Du Schuld. Du bemühest Dich sonst mit aller möglichen Galanterie um die hübsche Französin. Ich weiß, daß Du immer nur Angelika meinst, daß alle Huldigungen, die Du an Margueriten verschwendest, nur ihr galten, aber die falsch gerichteten Blitze trafen und zündeten. — Nun ist das Unheil da, und ich weiß in der That nicht, wie das Ding enden soll, ohne schrecklichem Tumult und größlichem Wirrwarr!“

„Geh doch nur,“ erwiderte der Rittmeister, „mit Margueriten. Liebt mich Angelika wirklich — ach! woran ich wohl noch zweifle — so bin ich glücklich und selig, und frage nichts nach allen Margeriten in der Welt mit sammt ihrer Tollheit! Aber eine andere Furcht ist in mein Gemüth gekommen! Dieser fremde unheimliche Graf, der wie ein dunkles düstres Geheimniß eintrat, der uns alle verfürte, scheint er nicht sich recht feindlich zwischen uns zu stellen? — Es ist mir, als träte aus dem tiefsten Hintergrunde eine Erinnerung — fast möchte ich sagen ein Traum hervor, der mir diesen Grafen darstellt unter grauenvollen Umständen! Es ist mir, als müsse da, wo er sich hinwendet, irgend ein entsetzliches Unheil von ihm beschworen aus dunkler Nacht vernichtend hervorblitzen. — Hast Du wohl bemerkt, wie oft sein Blick auf Angelika ruhte, und wie dann ein fahles Roth seine bleichen Wangen färbte, und schnell wieder verschwand? Auf meine Liebe hat es der Unhold abgesehen, darum klangen die Worte, die er an mich richtete, so höhnend; aber ich stelle mich ihm entgegen auf den Tod!“

Dagobert nannte den Grafen einen gespenstischen Patron, dem man aber keck unter die Augen treten müsse, doch vielleicht sey auch, meinte er, viel weniger das hinter, als man glaube, und alles unheimliche Gefühl

nur der besondern Spannung zuzuschreiben, in der man sich befand, als der Graf eintrat. „Laß uns,“ so schloß Dagobert, „allem verstörendem Wesen mit festem Gemüth, mit unwandelbarem Vertrauen auf das Leben begegnen. Keine finstere Macht wird das Haupt beugen, was sich kräftig und mit heiterem Muth emporhebt!“ —

Längere Zeit war vergangen. Der Graf hatte sich, immer öfter und öfter das Haus des Obristen besuchend, beinahe unentbehrlich gemacht. Man war darüber einig, daß der Vorwurf des unheimlichen Wesens auf die zurückfalle, die ihm diesen Vorwurf gemacht. „Konnte,“ sprach die Obristin, „der Graf nicht mit Recht uns selbst mit unsern blaffen Gesichtern, mit unserm seltsamen Betragen unheimliche Leute nennen?“ — Der Graf entwickelte in jedem Gespräch einen Schatz der reichhaltigsten Kenntnisse, und sprach er, Italiener von Geburt, zwar im fremden Accent, so war er doch des geübtesten Vortrags vollkommen mächtig. Seine Erzählungen rissen in lebendigem Feuer unwiderstehlich hin, so daß selbst Moriz und Dagobert, so feindsüch sie gegen den Fremden gefimmt, wenn er sprach und über sein blasses, aber schon gefornetes ausdrucksvolles Gesicht ein anmuthiges Lächeln flog, allen Groll vergaßen, und wie Angelika, wie alle übrige, an seinen Lippen hingen.

Des Obristen Freundschaft mit dem Grafen war auf eine Weise entstanden, die diesen als den edelmüthigsten Mann darstellte. Im tiefen Norden führte beide der Zufall zusammen, und hier half der Graf dem Obristen auf die unheimlichste Weise aus einer Verlegenheit, die was Geld und Gut, ja was den guten Ruf und die Ehre betrifft, die verdrüßlichsten Folgen hätte haben können. Der Obrist, tief fühlend was er dem Grafen verdanke, hing an ihm mit ganzer Seele.

„Es ist,“ sprach der Obrist eines Tages zu der Obristin, als sie sich eben allein befanden, „nun an der Zeit, daß ich Dir sage, was es mit dem Hiesigen des Grafen für eine tiefere Bewandtaß hat. — Du weißt, daß wir, ich und der Graf in P., wo ich mich vor vier Jahren befand, uns immer enger und enger an einander geschlossen, so daß wir zuletzt zusammen in an einander stoßenden Zimmern wohnten. Da geschah es, daß der Graf mich einst an einem frühen Morgen besuchte, und auf meinem Schreibtisch das kleine Miniatur-Bild Angelikas gewahrt, das ich mitgenommen. So wie er es schärfer anlickte, gerieth er auf seltsame Weise außer aller Fassung. Nicht vermögend, mir zu antworten, starrte er es an, er konnte den Blick nicht mehr davon abwenden, er rief begeistert aus: Nie habe er ein schöneres, herrlicheres Weib gesehen, nie habe er gefühlt, was Liebe sey, die jetzt tief in seinem Herzen in lichten Flammen aufgelodert. Ich scherzte über die wunderbare Wirkung des Bildes, ich nannte den Grafen einen neuen Kalaf und wünschte ihm Glück, daß meine gute Angelika wenigstens keine Turandot sey. Endlich gab ich ihm nicht unbedeutlich zu verstehen, daß in seinen Jahren, da er, wenn auch nicht gerade im Alter vorgerückt, doch kein Jüngling mehr zu nennen, mich diese romantische Art, sich urplötzlich in ein Bild zu verlieben, ein wenig befremde. Nun schwor er aber mit Heftigkeit, ja mit allen Zeichen des leidenschaftlichen Wahnsinns, wie er seiner Nation eigen, daß er Angelika unaussprechlich liebe, und daß ich, sollte er nicht in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung stürzen, ihm erlauben müsse, sich um Angelika's Liebe, um ihre Hand zu bewerben. Deshalb ist nun der Graf hieher und in unser Haus gekommen. Er glaubt der Zuneigung Angelika's gewiß zu seyn, und hat gestern seine Bewerbung

förmlich bei mir angebracht. Was hältst Du von der Sache?“

Die Obristin wußte selbst nicht, warum des Obristen letzte Worte sie wie ein jäher Schreck durchbeben. „Ist des Himmelswillen,“ rief sie, „der fremde Graf unfer Angelika?“

„Fremd,“ erwiderte der Obrist mit verklärtem Stirn, „der Graf fremd, dem ich Ehre, Freundschaft, vielleicht das Leben selbst verdanke? — Ich gestehe dir, daß er im hohen Mannesalter, vielleicht Rückwärts der Jahre, nicht ganz für unser blutjunges Töubchen paßt, aber er ist ein edler Mensch, und dabei reich — ist reich —“

„Und ohne Angelika zu fragen?“ fiel ihm die Obristin ins Wort, „die vielleicht gar nicht solche Neigung zu ihm hegt, als er sich in verliebter Thorheit einbildet.“

„Habe ich,“ rief der Obrist, indem er vom Stuhl aufsprang, und sich mit glühenden Augen vor die Obristin hinstellte, „Dir jemals Anlaß gegeben zu glauben, daß ich, ein toller, tyrannischer Vater, mein liebes Kind auf schändliche Weise verkuppeln könnte? — Aber mit Ehren romanhaften Empfindleien und Euren Bartholomäus bleibt mir vom Halse. Es ist gar nichts Ueberwunderliches, das tausend fantastische Dinge voraussetzt, wenn sich ein Paar heirathet! — Angelika ist ganz Dir, wenn der Graf spricht, sie blickt ihn an mit der freundlichsten Güte, sie erröthet, wenn er die Hand, die sie gegen sie seinigen läßt, an die Lippen drückt. So spricht sich bei dem neuen unbefangenen Mädchen die Zuneigung aus, die der Mann wahrhaft beglückt. Es bedarf keiner romantischen Liebe, die manchmal auf recht verstörende Weise in Euren Köpfen spukt!“

„Ich glaube,“ nahm die Obristin das Wort, „daß Angelika's Herz nicht mehr so frei ist, als sie vielleicht noch selbst wähnen mag.“

„Was?“ — rief der Obrist erzürnt, und wollte eben heftig losbrechen, in dem Augenblick ging die Thür auf, und Angelika trat ein mit dem holdseligsten Gemüthsächlein der unbefangenen Unschuld.

Der Obrist, plötzlich mit allem Unmuth, von allem Jorn verlassen, ging auf sie zu, küßte sie auf die Stirn, faßte ihre Hand, führte sie in den Sessel, setzte sich traulich hin, dicht neben das liebe süße Kind. Nun sprach er von dem Grafen, rühmte seine edle Gestalt, seinen Verstand, seine Sinnesart, und fragte dann, ob Angelika ihn wohl leiden möge? Angelika erwiderte, daß der Graf anfangs ihr gar fremd und unheimlich erschienen sey, daß sie dies Gefühl aber ganz überwunden und jetzt recht gern sähe!

„Nun,“ rief der Obrist voller Freude, „dem Himmel sey es gedankt, so mußt es kommen zu meinem Trost, zu meinem Heil! — Graf S. — i, der edle Mann, liebt Dich, mein holdes Kind, aus dem tiefsten Grunde seiner Seele, er bewirbt sich um Deine Hand, Du wirst sie ihm nicht verweigern!“ — kaum sprach aber der Obrist diese Worte, als Angelika mit einem tiefen Seufzer wie übermächtig zurücksaß. Die Obristin faßte sie in ihre Arme, indem sie einen bedeutenden Blick auf den Obristen warf, der verstummt das arme todtseliche Kind anstarrte. — Angelika erhobte sich, ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen, sie rief mit herzerweichender Stimme: „Der Graf — der schreckliche Graf! — Nein, nein — nimmermehr!“ —

Mit aller Sanftmuth fragte der Obrist einmal über das andere, warum in aller Welt der Graf ihr so feindsüchlich sey? Da gestand Angelika, in dem Augenblick als der Obrist es ausgesprochen, daß der Graf sie liebe, sey sie mit vollem Leben der fürchterliche Traum in die Welt gekommen, den sie vor vier Jahren in der Nacht

wierzehnten Geburtstages geträumt und aus dem sie in entsetzlicher Todesangst erwacht, ohne sich auf seine Bilder auch nur im Mindesten besinnen zu können. „Es war mir,“ sprach Angelika, „als durchwandte ich einen sehr annuthigen Garten, in dem fremdartige Büsche und Blumen standen. Plötzlich stand ich vor einem wunderbaren Baum mit dunklen Blättern und großen, seltsam duftenden Blüthen, beinahe dem Hollunder ähnlich. Der rauschte mit seinen Zweigen so lieblich, und wankte mir zu, wie mich einladend in seine Schatten. Von unsichtbarer Kraft unwiderstehlich hingezogen, sank ich hin auf die Rosen unter dem Baume. Da war es, als gingen seltsame Klagelaute durch die Lüfte und berührten, wie Windeshauch, den Baum, der in banger Seufzern aufstob. Mich besang ein unbeschreibliches Weh, ein tiefes Mitleid regte sich in meiner Brust, selbst wußte ich nicht weshalb. Da fuhr plötzlich ein brennender Strahl in mein Herz, wie es zerpalte! — Der Schrei, den ich ausstoßen wollte, konnte sich nicht der, mit namenloser Angst besetzten Brust entwenden, er wurde zum dumpfen Seufzer. Der Strahl, der mein Herz durchbohrte, war aber der Blick eines menschlichen Augenpaars, das mich aus dem dunklen Gebüsch anstarrte. In dem Augenblick stauten die Augen dicht vor mir, und eine schnee-weiße Hand wurde sichtbar, die Kreise um mich her beschrieb. Und immer enger und enger wurden die Kreise und umspannen mich mit Feuerfaden, daß ich zuletzt in dem dichten Gespinnst mich nicht regen und bewegen konnte. Und dabei war es, als erfasse nun der furchtbare Blick der entsetzlichen Augen mein innerstes Wesen und bemächtigte sich meines ganzen Seyns; der Gedanke, an dem es nur noch, wie an einer schwachen Faser, hing, war mir martrende Todesangst. Der Baum neigte seine Blüthen tief zu mir herab, und aus ihnen sprach die liebe Stimme eines Jünglings: Angelika, ich rette Dich — ich rette Dich! — Aber —“

Angelika wurde unterbrochen; man meldete den Rittmeister von P., der den Obristen in Geschäften sprechen wollte. So wie Angelika des Rittmeisters Namen nennen hörte, rief sie, in dem ihr aufs Neue die Thränen aus den Augen strömten, mit dem Ausdruck des schneidendsten Wehs, mit der Stimme, die nur aus der vom tiefsten Liebeschmerz wunden Brust höhnt: „Moriz — ach Moriz!“

Der Rittmeister hatte eintretend diese Worte gehört. Er erblickte Angelika, in Thränen gebadet, die Arme nach ihm ausstreckend. Wie außer sich stieß er das Kaskett vom Haupte, daß es klirrend zu Boden fiel, stürzte Angelika zu Füßen, faßte sie, als sie von Sonne und Schmerz übermannt niedersank, in seine Arme, drückte sie mit Inbrunst an seine Brust. — Der Obrist betrachtete sprachlos vor Erstaunen die Gruppe. „Ich habe es gesehnet,“ lächelte die Dorsifin leise, „daß sie sich lieben, aber ich wußte kein Wort davon.“

„Rittmeister von R.“ fuhr nun der Obrist zornig heraus, „was haben Sie mit meiner Tochter?“

Moriz, schnell zu sich selbst kommend, ließ die halbtote Angelika sanft in den Lehnstuhl nieder, dann raffte er das Kaskett vom Boden auf, trat gluthroth im Antlitz mit niedergesenktem Blick vor den Obristen hin, und versicherte auf Ehre, daß er Angelika unaussprechlich, aus der Tiefe seines Herzens liebe, daß aber auch bis zu diesem Augenblick nicht das leiseste Wort, das einem Gefandnisse seines Gefühls gleiche, über seine Lippen gekommen sey. Nur zu sehr habe er gezwweifelt, daß Angelika sein Gefühl erwidern könne. Erst dieser Moment, dessen Anlaß er nicht zu ahnen vermöge, habe ihm alle Setzgeit des Himmels erschlossen, und er hoffe nicht von dem eblmüthigsten Mann, von dem zärtlichsten Vater zurückgeflohen zu werden, wenn er ihn ansehe,

einen Bund zu segnen, den die reinste, innigste Liebe geschlossen.

Der Obrist maß den Rittmeister, maß Angelika mit finstern Blicken, dann schritt er, die Arme über einander geschlagen im Zimmer schweigend auf und ab, wie einer, der ringt, irgend einen Entschluß zu fassen. Er blieb stehen vor der Dorsifin, die Angelika in die Arme genommen und ihr tröstend zuredete. „Was für einen Bezug,“ sprach er dumpf mit zurückgehaltenem Zorn, „hat Dein albern Traum auf den Grafen?“

Da warf sich Angelika ihm zu Füßen, küßte seine Hände, benezte sie mit Thränen, sprach mit halberstickter Stimme: „Ach mein Vater — mein geliebtester Vater! Jene entsetzlichen Augen, die mein Innerstes erfassen, es waren die Augen des Grafen; sein e gespenstische Hand umwoh mich mit dem Feuergepinnst! — Aber die tröstende Jünglingsstimme, die mir zurief aus den duftenden Blüthen des wunderbaren Baumes — das war Moriz — mein Moriz!“

„Dein Moriz?“ rief der Obrist, indem er sich rasch umwandte, so daß Angelika beinahe zu Boden gestürzt. Dann sprach er dumpf vor sich hin: „Also kindischen Einbildungen, verflöhner Liebe wird der weise Beschluß des Vaters, die Bewerbung eines edlen Mannes geopfert!“ — Wie zuvor schritt er nun schweigend im Zimmer auf und ab. Endlich zu Moriz: „Rittmeister von R., Sie wissen, wie hoch ich Sie achte, keinen lieberrn Eidam, als eben Sie, hätte ich mir gewünscht; aber ich gab mein Wort dem Grafen von S-i, dem ich verpflichtet bin, wie es nur ein Mensch seyn kann dem andern. Doch glauben Sie ja nicht, daß ich den eigensinnigen tyrannischen Vater spielen werde. Ich eile hin zum Grafen, ich entdecke ihm Alles. Ihre Liebe wird mir eine blutige Fehde, vielleicht das Leben kosten, doch es sey nun einmal so — ich gebe mich! — Erwarten Sie hier meine Zurückkunft!“

Der Rittmeister versicherte mit Begeisterung, daß er lieber hundertmal in den Tod gehen, als dulden werde, daß der Obrist sich auch nur der mindesten Gefahr aussetze. Ohne ihm zu antworten, eilte der Obrist von dannen.

Kaum hatte der Obrist das Zimmer verlassen, als die Liebenden im Uebermaaß des Entzückens sich in die Arme fielen, und sich ewige unwanbelbare Treue schworen. Dann versicherte Angelika, erst in dem Augenblick, als der Obrist sie mit der Bewerbung des Grafen bekannt gemacht, habe sie es in der tiefsten Seele gefühlt, wie unaussprechlich sie Moriz liebe, und daß sie lieber sterben, als eines andern Gattin werden könne. Es sey ihr gewesen, als wisse sie ja längst, daß auch Moriz sie eben so sehr liebe. Nun erinnerten sich beide jedes Augenblicks, in dem sie ihre Liebe verrathen, und waren entzückt, alles Widerspruchs, alles Zorns des Obristen vergessend, und jauchzten wie frohe selige Kinder. Die Dorsifin, die die aufkeimende Liebe längst bemerkt und mit vollem Herzen Angelika's Neigung billigte, gab tiefgerührt ihr Wort, ihrer Seite Alles aufzubieten, daß der Obrist abstehe von einer Verbindung, die sie, selbst wisse sie nicht warum, verabscheue.

Es mochte eine Stunde vergangen seyn, als die Thüre aufging, und zum Erstaunen aller der Graf S-i eintrat. Ihm folgte der Obrist mit leuchtenden Blicken. Der Graf näherte sich Angeliken, ergriff ihre Hand, blickte sie mit bitterm schmerzlichem Lächeln an. Angelika bebte zusammen und murmelte kaum hörbar, einer Ohnmacht nahe: „Ach — diese Augen!“

„Sie verblaffen,“ begann nun der Graf, „mein Fräulein, wie damals, als ich zum erstenmal in diesen Kreis trat. — Bin ich Ihnen denn wirklich ein grauenhaftes Gespenst? — Nein! entsetzen Sie sich nicht, An-

„Angelika! fürchten Sie nichts von einem harmlosen Mann, der Sie mit allem Feuer, mit aller Inbrunst des Jünglings liebt, der nicht wußte, daß Sie Ihr Herz verschenkt, der thöricht genug war, sich um Ihre Hand zu bewerben. — Mein! — selbst das Wort des Vaters giebt mir nicht das kleinste Recht auf eine Seligkeit, die Sie nur zu spenden vermögen. Sie sind frei, mein Fräulein! — Selbst mein Anblick soll Sie nicht mehr an die trüben Augenblicke erinnern, die ich Ihnen bereitet. Bald, vielleicht morgen schon, kehre ich zurück in mein Vaterland!“ — „Morix — mein Morix!“ rief Angelika im Jubel der höchsten Borne, und warf sich dem Geliebten an die Brust. Durch alle Glieder zuckte es dem Grafen, seine Augen glühten auf in ungewöhnlichem Feuer, seine Lippen bebten, er stieß einen leisen, unartikulirten Laut aus. Sich schnell zur Obristin mit einer gleichgültigen Frage wendend, gelang es ihm, sein aufwallendes Gefühl niederzukämpfen.

Aber der Obrist rief einmal über das andere: „Welch ein Ebelmuth! — Welch hoher Sinn! — Wer gleicht diesem herrlichen Mann, meinem Herzensfreunde immerdar!“ — Dann drückte er den Rittmeister, Angelika, die Obristin, an sein Herz, und versicherte lachend, er wolle nun von dem garstigen Complot, das sie im Augenblick gegen ihn geschmiedet, nichts weiter wissen, und hoffe übrigens, daß Angelika fürder nicht mehr Leid erfahren werde von gespenstischen Augen.

Es war hoher Mittag worden, der Obrist lud den Rittmeister, den Grafen ein, das Mahl bei ihm einzunehmen. Man schickte hin nach Dagobert, der sich bald in voller Freude und Fröhlichkeit einstellte.

Als man sich zu Tische setzen wollte, fehlte Marguerite. Es hieß, daß sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen und erklärt habe, sie fühle sich krank und sey unfähig, in der Gesellschaft zu erscheinen. „Ich weiß nicht,“ sprach die Obristin, „was sich mit Margueriten seit einiger Zeit begiebt; sie ist voll der eigensinnigsten Launen, sie weint und lacht ohne Ursache, ja voller seltsamer Einbildung kann sie es oft bis zum Unerträglichen treiben.“ „Dein Glück,“ lächelte Dagobert dem Rittmeister leise ins Ohr, „ist Margueritens Tod!“ „Geistesseher,“ erwiderte der Rittmeister eben so leise, „störe mir nicht meinen Frieden.“

Wie war der Obrist froher gewesen, nie hatte auch die Obristin, manchmal wohl um ihr liebes Kind besorgt und nun dieser Sorge entnommen, sich so in tiefer Seele glücklich gefühlt. Kam nun noch hinzu, daß Dagobert in heller Fröhlichkeit schwelgte, daß der Graf, den Schmerz der ihm geschlagenen Wunde vergessend, das vollste Leben seines vielgewandten Geistes herausstrahlen ließ, so konnte es nicht fehlen, daß alle sich um das seltsame Paar schlossen, wie ein heitrer, herrlich blühender Kranz.

Die Dämmerung war eingebrochen, der edelste Wein perlte in den Gläsern, man trank jubelnd und jauchzend auf das Wohl des Brautpaares. Da ging die Thüre des Vorsaaes leise auf, und hinein schwannte Marguerite, im weißen Nachtkleide, mit herabhängenden Haaren, bleich, entstellt wie der Tod. „Marguerite, was für Streiche!“ rief der Obrist; doch ohne auf ihn zu achten, schritt Marguerite langsam gerade los auf den Rittmeister, legte ihre eiskalte Hand auf seine Brust, drückte einen leisen Kuß auf seine Stirne, murmelte dumpf und hoch: „Der Kuß der Sterbenden bringt Heil dem frohen Bräutigam!“ und sank hin auf den Boden.

„Da haben wir das Unheil,“ sprach Dagobert leise zu dem Grafen, „die Thörin ist verliebt in den Rittmeister.“ „Ich weiß es,“ erwiderte der Graf, „wahrscheinlich hat sie die Martheit so weit getrieben, Gift zu nehmen.“ „Um Gotteswillen!“ schrie Dagobert entsetzt, sprang auf und eilte hin zu dem Lehnstessel, in den

man die Arme hineingetragen. Angelika und die Obristin waren um sie beschäftigt, sie besprengeud, ihr die Stirn reibend mit geistigen Bässern. Als Dagobert hinzutrat, schlug sie gerade die Augen auf. Die Obristin sprach: „Ruhig, mein liebes Kind, Du bist krank, es wird vorüber gehen! es wird vorüber gehen!“ Da erwiderte Marguerite mit dumpfer hoher Stimme: „Ja! bald ist es vorüber — ich habe Gift!“ — Angelika, die Obristin schrien laut auf, der Obrist rief mit: „Tausend Teufel, die Wahnsinnige! — Man rufe nach dem Arzt — fort! den ersten besten der aufzutreiben ist, hergebracht zur Stelle!“ — Die Bedienten, Dagobert selbst wollten forteilten. — „Halt!“ rief der Graf, der bisher ruhig geblieben war, und mit Wohlthätigkeit den mit seinem Lieblingswein, dem feurigen Scapifer, gefüllten Pokal geleert hatte, „halt!“ — Da Marguerite Gift genommen, so bedarf es keines Arztes, denn ich bin in diesem Fall der Besse, den es geben kann. Man laß mich gewähren.“ Er trat zu Marguerite, die in tiefer Ohnmacht lag, und nur zuweilen kramphast zuckte. Er bückte sich über sie hin, man bemerkte, daß er ein kleines Futteral aus der Tasche zog, etwas heraus und zwischen die Finger nahm, und leise hinreich über Margueritens Nacken und Herzgrube. Dann sprach der Graf, indem er von ihr abließ, zu den übrigen: „Sie hat Opium genommen, doch ist sie zu retten durch besondere Mittel, die mir zu Gebote stehen.“ Marguerite wurde auf des Grafen Geheiß in ihr Zimmer hinaufgebracht; er blieb allein bei ihr. — Die Kammerfrau der Obristin hatte indeß in Margueritens Gemach des Fläschchen gefunden, in dem die Opiumtropfen, die der Obristin vor einiger Zeit verschrieben, enthalten waren, und das die Unglückliche ganz geleert hatte.

„Der Graf,“ sprach Dagobert mit etwas ironischem Ton, „ist wahrhaftig ein Wundermann. Er hat alles errathen. Wie er Margueriten nur erschaute, wußte er gleich, daß sie Gift genommen, und dann erkannte er gar von welcher Sorte und Farbe.“

Nach einer halben Stunde trat der Graf in den Saal, und versicherte, daß alle Gefahr für Margueritens Leben vorüber sey. Mit einem Seitenblick auf Morix setzte er hinzu, daß er auch hoffe, den Grund alles Uebels aus ihrem Innern wegzubannen. Er wünschte, daß die Kammerfrau bei Margueriten wache, er selbst werde die Nacht über in dem anstößenden Zimmer bleiben, um so bei jedem Zufall, der sich noch etwa ereignen sollte, gleich bei der Hand seyn zu können. Zu dieser arglistlichen Hülfe wünschte er sich aber noch durch ein paar Gläser edlen Weins zu stärken.

Damit setzte er sich zu den Männern an den Tisch, während Angelika und die Obristin im Innersten ergötzen von dem Vorgang sich entfernten.

Der Obrist ärgerte sich über den verfluchten Narrenstreich, wie er Margueritens Beginn nannte. Morix, Dagobert fühlten sich auf unheimliche Weise verstimmt. Je verstimmt aber diese waren, desto mehr ließ der Graf eine Lustigkeit ausströmen, die man sonst gar nicht an ihm bemerkt hätte, und die in der That etwas Schwermüthiges in sich trug.

„Dieser Graf,“ sprach Dagobert zu seinem Freunde, als sie nach Hause giengen, „bleibt mir unheimlich auf seltsame Weise. Es ist, als wenn es irgend eine geheimnißvolle Bewandniß mit ihm habe.“

„Ach!“ erwiderte Morix, „zentnerschwer liegt es mir auf der Brust — die finstere Ahnung irrend eines Unheils, das meiner Liebe droht, erfüllt mein Inneres.“

Noch in derselben Nacht wurde der Obrist durch einen Courier aus der Residenz geweckt. Andern Morgens trat er etwas bleich zur Obristin: „Wir werden,“ sprach er mit erzwingener Ruhe, „abermals getrennt.“

mein liebes Kind! — Der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von Neuem. In der Nacht erhielt ich die Ordre. Sobald als es nur möglich ist, vielleicht schon in künftiger Nacht, breche ich auf mit dem Regiment.“ Die Obristin erschrack heftig, sie brach in Thränen aus. Der Obrist sprach tröstend, daß er überzeugt sey, wie dieser Feldzug eben so glorreich enden werde, als der frühere, daß der frohe Muth im Herzen ihn an kein Unheil denken lasse, das ihm wiederfahren könne. „Du magst indessen“ setzte er dann hinzu, „bis wir den Feind aufs Neue gedemüthigt und der Friede geschlossen, mit Angelika auf unsere Güter gehen. Ich gebe Euch einen Begleiter mit, der Euch alle Einsamkeit, alle Abgeschiedenheit Eures Aufenthalts vergessen lassen wird. Der Graf S—i geht mit Euch!“ „Wie“, rief die Obristin, „um des Himmels willen! Der Graf soll mit uns gehen? Der verschmähte Bräutigam? — der ränkliche Italiener, der tief im Innersten seinen Groll zu verschließen weiß, um ihn bei der besten Gelegenheit mit aller Macht ausströmen zu lassen? Dieser Graf, der mit in seinem ganzen Wesen, selbst weiß ich nicht warum, seit gestern wieder aufs Neue widerwärtiger geworden ist, als jemals!“ „Nein“, fiel der Obrist ihr ins Wort, „es ist nicht auszubalten mit den Einbildungen, mit den tollen Träumen der Weiber! — Sie begreifen nicht die Seelengröße eines Mannes von festem Sinn! Der Graf ist die ganze Nacht, so wie er sich vorgelegt, in dem Nebenzimmer bei Margueriten geblieben. Er war der erste, dem ich die Nachricht brachte vom neuen Feldzuge. Seine Rückkehr ins Vaterland ist nun kaum möglich. Er war darüber betreten. Ich bot ihm den Aufenthalt auf meinen Gütern an. Nach vieler Weigerung entschloß er sich dazu und gab mir sein Ehrenwort, Alles aufzubieten, Euch zu beschirmen, Euch die Zeit der Trennung zu verkürzen, wie es nur in seiner Macht stehe. Du weißt, was ich dem Grafen schuldig, meine Güter sind ihm jetzt eine Freistadt, darf ich die versagen?“ — Die Obristin konnte — durfte hierauf nichts mehr erwidern. — Der Obrist hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde zum Aufbruch geblasen, und aller namenlose Schmerz und herzerschneidende Jammer der Trennung kam über die Liebenden.

Wenige Tage darauf, als Marguerite genesen, reiste die Obristin mit ihr und Angelika nach den Gütern. Der Graf folgte mit mehrerer Dienerschaft.

Mit der schonendsten Zartheit ließ sich der Graf in der ersten Zeit nur bei den Frauen sehen, wenn sie es ausdrücklich wünschten, sonst blieb er in seinem Zimmer, oder machte einsame Spaziergänge.

Der Feldzug schien erst dem Feinde günstig zu seyn, bald wurden aber glorreiche Siege erkochten. Da war nun der Graf immer der erste, der die Siegesbotschaften erhielt, ja der die genauesten Nachrichten über die Schicksale des Regiments hatte, das der Obrist führte. In den blutigsten Kämpfen hatte weder den Obristen, noch den Rittmeister eine Kugel, ein Schwerdtstreich getroffen; die sichersten Briefe aus dem Hauptquartier bestätigten das.

So erziehen der Graf bei den Frauen immer wie ein Sündensbote des Sieges und des Glücks. Dazu kam, daß sein ganzes Betragen die innigste reinste Zuneigung ausdrückte, die er für Angelika hegte, daß er sich wie der zärtlichste, um ihr Glück besorgteste Vater zeigte. Beide, die Obristin und Angelika, mußten sich gefallen, daß der Obrist wohl den bewährten Freund richtig beurtheilt hatte, und daß jenes Vorurtheil gegen ihn die lächerlichste Einbildung gewesen. Auch Marguerite schien von ihrer thörichtesten Leidenschaft geheilt, sie war wieder ganz die muntere gesprächige Französin.

Ein Brief des Obristen an die Obristin, dem ein Brief vom Rittmeister an Angelika beilag, verschlechte den legen Rest der Besorgniß. Die Hauptstadt des Feindes war genommen, der Waffenstillstand geschlossen.

Angelika schwamm in Wonne und Seligkeit, und immer war es der Graf, der mit hinreißender Lebendigkeit von den kühnen Waffenthaten des braven Moriz, von dem Glück sprach, das der holden Braut entgegen blähe. Dann ergriff er Angelika's Hand, und drückte sie an seine Brust und fragte, ob er ihr denn noch so verhaßt sey, als ehemals? Vor Schaam hoch erröthend, Thränen im Auge versicherte Angelika, sie armes Kind habe ja niemals gehaßt, aber zu innig, zu sehr mit ganzer Seele ihren Moriz geliebt, um sich nicht vor jeder andern Werbung zu entfesen. Sehr ernst und feierlich sprach dann der Graf: „Sieh mich an, Angelika, für Deinen treuen väterlichen Freund!“ und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirne, welches sie, ein frommes Kind, gern litt, da es ihr war, als sey es ihr Vater selbst, der sie auf diese Weise zu küssen pflegte.

Man konnte beinahe hoffen, der Obrist werde wenigstens auf kurze Zeit in das Vaterland zurückkehren, als ein Brief von ihm anlangte, der das Gräßlichste enthielt. Der Rittmeister war, als er mit seinem Reitknecht ein Dorf passirte, von bewaffneten Bauern angefallen worden, die ihn an der Seite des braven Reiters, dem es gelang sich durchzuschlagen, niederschossen und fortschleppten. — So wurde die Freude, die das ganze Haus besetzte, plötzlich in Entsetzen, in tiefes Leid, in trostlosen Jammer verkehrt.

Das ganze Haus des Obristen war in geräuschvoller Bewegung. Trepp auf Trepp ab liefen die in reicher Staats-Liberei gepugneten Diener, rasselnd fuhren die Wagen auf den Schloßhof mit geladenen Gästen, die der Obrist, die neuen Ehrenzeichen auf der Brust, die ihm der letzte Feldzug erworben, feierlich empfing.

Oben im einsamen Zimmer sah Angelika bräutlich geschmückt in der vollendetsten Schönheit üppiger Jugendblüthe prangend, neben ihr die Obristin.

„Du hast mein liebes Kind,“ sprach die Obristin, „in voller Freiheit den Grafen S—i zu Deinem Gatten gewählt. So sehr ehemals Dein Vater diese Verbindung wünschte, so wenig hat er jetzt nach dem Tode des unglücklichen Moriz darauf bestanden. Ja, es ist mir jetzt, als theile er mit mir dasselbe schmerzliche Gefühl, das ich Dir nicht verhehlen darf. Es bleibt mir unbegreiflich, daß Du so bald Deinen Moriz vergessen konntest. — Die entscheidendste Stunde naht — Du giebst Deine Hand dem Grafen — prüfe wohl Dein Herz — noch ist es Zeit! — Möge nie das Andenken an den Vergessenen wie ein finsterner Schatten Dein heiteres Leben verträuben!“

„Niemals!“ rief Angelika, indem Thränen wie Thautropfen in ihren Augen perkten, „werde ich meinen Moriz vergessen, ach niemals mehr lieben, wie ich ihn geliebt. Das Gefühl, was ich für den Grafen hege, mag wohl ein ganz anderes seyn! — Ich weiß nicht, wie der Graf meine innigste Zuneigung so ganz und gar gewonnen! Nein! ich liebe ihn nicht, ich kann ihn nicht lieben, wie ich Moriz liebte, aber es ist mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden! Eine Geisterstimme sagt es mir unaufhörlich, daß ich mich ihm als Gattin anschließen muß, daß sonst es kein Leben mehr hienieden für mich giebt. — Ich folge dieser Stimme, die ich für die geheimnißvolle Sprache der Vorsehung halte.“

Die Kammerfrau trat herein mit der Nachricht, daß man Margueriten, die seit dem frühen Morgen vermißt worden, noch immer nicht gefunden, doch habe der

Gärtner so eben ein kleines Briefchen an die Obristin gebracht, das er von Margueriten erhalten, mit der Anweisung, es abzugeben, wenn er seine Geschäfte verrichtet und die letzten Blumen nach dem Schlosse getragen.

In dem Billet, das die Obristin öffnete, stand:
„Sie werden mich nie wiedersehen. — Ein düstres Verhängniß treibt mich fort aus Ihrem Hause. Ich flehe Sie an, Sie, die mir sonst eine theure Mutter waren, lassen Sie mich nicht verfolgen, mich nicht zurückbringen mit Gewalt. Der zweite Versuch, mir den Tod zu geben, würde besser gelingen als der erste. — Möge Angelika das Glück genießen, in vollen Zügen, das mir das Herz durchbohrt. Leben Sie wohl auf ewig. — Vergessen Sie die unglückliche

Marguerite.“

„Was ist das?“ rief die Obristin heftig. „Hat es die Wahnsinnige darauf abgesehen, unsere Ruhe zu verstören? — Tritt sie immer feindselig dazwischen, wenn Du die Hand reichen willst dem geliebten Gatten? — Möge sie hinziehen die undankbare Thörin, die ich wie meine Tochter gehegt und gepflegt, möge sie hinziehen, nie werd' ich mich um sie kümmern.“

Angelika brach in laute Klagen aus um die verlorne Schwefel, die Obristin bat sie um des Himmels willen, nicht Raum zu geben dem Aendenken an eine Wahnsinnige in diesen wichtigen entscheidenden Stunden. — Die Gesellschaft war im Saal versammelt, um, da eben die bestimmte Stunde schlug, nach der kleinen Kapelle zu ziehen, wo ein katholischer Geistlicher das Paar trauen sollte. Der Obrist führte die Braut herein, alles erstaunte über ihre Schönheit, die noch erhöht wurde durch die einfache Pracht des Anzuges. Man erwartete den Grafen. Eine Viertelstunde verging nach der andern, er ließ sich nicht blicken. Der Obrist begab sich nach seinem Zimmer. Er traf auf den Kammerdiener, welcher berichtete, der Graf habe sich, nachdem er völlig angekleidet, plötzlich unwohl gefühlt und einen Gang nach dem Park gemacht, um sich in freier Luft zu erholen, ihm, dem Kammerdiener, aber zu folgen verboten.

Selbst wußte er nicht, warum ihm des Grafen Beginnen so schwer aufs Herz fiel, warum ihm der Gedanke kam, irgend etwas Entsetzliches könne dem Grafen begegnen.

Er ließ hinein fragen, der Graf würde in weniger Zeit erscheinen und den berühmten Arzt, der sich in der Gesellschaft befand, ins geheim herausrufen. Mit diesem und dem Kammerdiener ging er nun in den Park, um den Grafen aufzusuchen. Aus der Hauptallee ausbiegend, gingen sie nach einem, von dichtem Gebüsch umgebenen Platz, der, wie sich der Obrist erinnerte, der Lieblingsaufenthalt des Grafen war. Da saß der Graf ganz schwarz gekleidet, den funkelnden Orbnstern auf der Brust, mit gefalteten Händen auf einer Rosenbank, den Rücken an den Stamm eines blühenden Hollunderbaums gelehnt, und starrte sie regungslos an. Sie erbebten vor dem gräßlichen Anblick, denn des Grafen hohle, düster funkelnde Augen schienen ohne Sehkraft. „Graf S—i! — was ist geschehen?“ rief der Obrist, aber keine Antwort, keine Bewegung, kein leiser Athemzug! — Da sprang der Arzt hinzu, riß dem Grafen die Weste auf, die Halsbinde, den Noth herab, rief ihm die Stierne. — Er wandte sich zum Obristen mit den dumpfen Worten: „Hier ist menschliche Hülfe nutzlos — er ist todt — der Nervenschlag hat ihn getroffen in diesem Augenblick.“ — Der Kammerdiener brach in lauten Jammer aus. Der Obrist, mit aller Manneskraft sein tiefes Entsetzen nieder kämpfend, gebot ihm Ruhe. „Wir tödten Angelika auf der Stelle, wenn wir nicht mit Vorsicht handeln.“ So sprach der Obrist, packte die Leiche an, trug sie auf einsamen Nebenwegen zu einem

entfernten Pavillon, dessen Schlüssel er bei sich hatte, ließ sie dort unter Acht des Kammerdieners, sprach sie mit dem Arzt nach dem Schlosse zurück. Von Entschluß zu Entschluß wartend, wußte er nicht, ob er der armen Angelika das Entsetzliche, was geschehen, verzeihen sollte, ob er es wagen sollte, ihr Alles mit ruhiger Fassung zu sagen.

Als er in den Saal trat, fand er Alles in größter Angst und Bestürzung. Mitten im heitern Gespräch hatte Angelika plötzlich die Augen geschlossen, und war in tiefer Ohnmacht niedergesunken. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sopha. — Nicht bleich — nicht entsetzt, nein höher, frischer als je blühten die Rosen ihrer Wangen, eine unbeschreibliche Anmuth, ja die Verklärung des Himmels war auf ihrem ganzen Gesicht verbreitet. Sie schien von der höchsten Wonne durchdrungen. — Der Arzt, nachdem er sie lange mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet, versichert, es sei hier nicht die mindeste Gefahr vorhanden, das Fräulein befinde sich, freilich auf eine unbegreifliche Weise, in einem magnetischen Zustande. Sie gewaltsam zu wecken, getraue er sich nicht, sie werde bald von selbst erwachen.

Indessen entstand unter den Gästen ein geheimnißvolles Flüstern. Der jähe Tod des Grafen mochte auf irgend eine Weise bekannt geworden seyn. Alle entfernten sich nach und nach still und düster, man hörte die Wagen fortrollen.

Die Obristin, über Angelika hingebeugt, fing ihren Athemzüge auf. Es war, als lächelte sie leise Lippen, die niemanden verständlich. Der Arzt litt nicht, daß Angelika entleide, ja daß man sie auch nur von den Lippen schubte befreie, jede Berührung könne ihr schädlich sein.

Plötzlich schlug Angelika die Augen auf, fuhr in die Höhe, sprang mit dem gellenden Ruf: „Er ist da — er ist da!“ — vom Sopha, rannte in voller Eile zur Thüre heraus — durch den Vorfaal — die Stiegen herab. — „Sie ist wahnsinnig!“ schrie die Obristin entsetzt, „o Herr des Himmels, sie ist wahnsinnig!“ — „Nein, nein!“ tröstete der Arzt, „das ist nicht Wahnsinn, aber irgend etwas Unerhörtes mag sich begeben!“ und damit stürzte er dem Fräulein nach!

Er sah wie Angelika durch das Thor des Schlosses auf dem breiten Landweg mit hoch empor gestreckten Armen pfeilschnell fortfliehn, daß das reiche Spitzengewand in den Lüften flatterte und das Paar sich verlor, stellte, ein Spiel der Winde.

Ein Reiter sprengte ihr entgegen, warf sich breit vom Pferde, als er sie erreicht, schloß sie in seine Arme. Zwei andere Reiter folgten, hielten und stiegen ab.

Der Obrist, der in voller Hast dem Arzte gefolgt, stand in sprachlosem Erstaunen vor der Gruppe, rief sich die Stirne, als mühe er sich, die Gedanken festzuhalten!

Moriz war es, der Angelika fest gedrückt hielt an seiner Brust; bei ihm standen Dagobert und ein junger schöner Mann in reicher russischer Generalsuniform.

„Nein!“ rief Angelika einmal über das andere, indem sie den Geliebten umklammerte, „niemals war ich Dir untreu, mein geliebter, theurer Moriz!“ Und Moriz: „Ach ich weiß es ja! — ich weiß es ja! Du mein holdes Engelsbild. Er hat Dich verlockt durch satanische Künste!“

Und damit trug mehr, als führte er Angelika nach dem Schlosse, während die andern schweigend folgten. Erst im Thore des Schlosses seufzte der Obrist tief auf, als gewänne er nun erst seine Besinnung wieder, und rief sich mit fragenden Blicken umschauend: „Was für Erscheinungen, was für Wunder!“

„Alles wird sich aufklären!“ sprach Dagobert und

stellte dem Obristen den Fremden vor als den russischen General Bogielaw von S — en, des Rittmeisters vertrautesten innigsten Freund.

In den Zimmern des Schlosses angekommen fragte Moriz, ohne der Obristin schreckhaftes Staunen zu beachten, mit wildem Blick: „Wo ist der Graf S — i?“ „Bei den Todten!“ erwiderte der Obrist dumpf, „vor einer Stunde traf ihn der Nervenschlag!“ — Angelika bebte zusammen. „Ja,“ sprach sie, „ich weiß es, in demselben Augenblick, als er starb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Crystal Klüftung zusammen — ich fiel in einen sonderbaren Zustand — ich mag wohl jenen entsetzlichen Traum fortgeräumt haben, denn als ich mich wieder besann, hatten die furchtbaren Augen keine Macht mehr über mich, das Feuergepöhl zerriß — ich fühlte mich frei — Himmelsfestigkeit umsing mich — ich sah Moriz — meinen Moriz — er kam — ich floh ihm entgegen!“ — Und damit umklammerte sie den Geliebten, als fürchte sie, ihn aufs Neue zu verlieren.

„Seibst sey Gott,“ sprach die Obristin mit zum Himmel gerichtetem Blick, „nun ist mir die Last von Herzen genommen, die mich beinahe erdrückte, ich bin frei von der unaussprechlichen Angst, die mich überfiel in dem Augenblick, als Angelika ihre Hand dem unfeligen Grafen reichen sollte. Immer war es mir, als würde mein Herzenskind mit dem Trauringe unheimlichen Mächten geweiht.“

Der General von S — en verlangte die Leiche zu sehen, man führte ihn hin. Als man die Decke, womit der Leichnam verhüllt, hinabzog und der General das zum Tode erstarrte Antlitz des Grafen schaute, bebte er zurück, indem er laut ausrief: „Er ist es!“ — Bei Gott im Himmel, er ist es!“ — In des Rittmeisters Arme war Angelika in sanftem Schlaf gesunken. Man brachte sie zur Ruhe. Der Arzt meinte, daß nichts wohlthätiger über sie kommen könne, als dieser Schlaf, der die bis zur Ueberspannung gereizten Lebensgeister wieder beruhigte. So entgehe sie gewiß drohender Krankheit.

Keiner von den Gästen war mehr im Schlosse. „Nun ist es einmal Zeit,“ rief der Obrist, „die wunderbaren Geheimnisse zu lösen. Sage, Moriz, welch' ein Engel des Himmels tief Dich wieder ins Leben?“

„Sie wissen,“ begann Moriz, „auf welche meuchelmörderische Weise ich, als schon der Waffenstillstand geschlossen, in der Gegend von S. überfallen wurde. Von einem Schuß getroffen, sank ich entsezt vom Pferde. Wie lange ich in tiefer Todesohnmacht gelegen haben mag, weiß ich nicht. Im ersten Erwachen des dunklen Bewußtseyns hatte ich die Empfindung des Fabrens. Es war finstere Nacht. Mehrere Stimmen flüsternten leis um mich her. Es war französisch, was sie sprachen. Also schwer verwundet und in der Gewalt des Feindes!“

Der Gedanke fastete mich mit allen Schrecken, und ich versank abermals in tiefe Ohnmacht. Nun folgte ein Zustand, der mir nur einzelne Momente des heftigsten Kopfschmerzes als Erinnerung zurückgelassen hat. Eines Morgens erwachte ich zum hellsten Bewußtseyn. Ich befand mich in einem sauberen, beinahe prächtigen Bette mit seidenen Gardinen und großen Quasten und Trobedeln verziert. So war auch das hohe Zimmer mit seidenen Tapeten und schwer vergoldeten Tischchen und Stühlen auf altfränkische Weise ausgestattet. Ein fremder Mensch schaute mir, ganz hingebeugt, ins Gesicht und sprang dann an eine Klingelschnur, die er stark anzog. Wenige Minuten hatte es gewährt, als die Thüre aufging und zwei Männer hinein traten, von denen der bejahrtere ein altmodisch gesticktes Kleid und das Ludwigskreuz trug. Der jüngere trat auf mich zu, fühlte meinen Puls und sprach zu dem ältern auf französisch: „Alle Gefahr ist vorüber — er ist gerettet!“

„Nun kündigte sich mir der Aeltere als den Chevalier von L. an, in dessen Schloß ich mich befände. Auf einer Reise begriffen, so erzählte er, kam er durch das Dorf, gerade in dem Augenblick, als die meuchelmörderischen Bauern mich niedergestreckt hatten und mich auszuplündern im Begriff standen. Es gelang ihm, mich zu befreien. Er ließ mich auf einen Wagen packen und nach seinem Schloß, das weit entfernt aus aller Kommunikation mit den Militärstraßen lag, bringen. Hier unterzog sich sein geschickter Haus-Chirurgus mit Erfolg der schwierigen Cur meiner bedeutenden Kopfwunde. Er liebt, beschloß er, meine Nation die ihm einst in der verworrenen bedrohlichen Zeit der Revolution Gutes erzeigt, und freute sich, daß er mir nützlich seyn könne. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit, zu meinem Trost gereichen könne, stehe mir in seinem Schloß zu Diensten, und dulden werde er unter keiner Bedingung, daß ich ihn früher verlasse, als bis alle Gefahr, die meine Wunde sowohl, als die fortdauernde Unsicherheit der Straßen herbeiführe, vorüber sey. Er bedauerte übrigens die Unmöglichkeit, meinen Freunden zur Zeit Nachricht von meinem Aufenthalt zu geben.“

Der Chevalier war Wittwer, seine Söhne abwesend, so daß nur er allein mit dem Chirurgus und zahlreicher Dienerschaft das Schloß bewohnte. Ermüdet könnt' es nur, wenn ich weiltäufelig erzählen wollte, wie ich unter den Händen des grundgeschickten Chirurgus immer mehr und mehr gesundete, wie der Chevalier alles aufbot, mir das einsiedlerische Leben angenehm zu machen. Seine Unterhaltung war geistreicher und sein Blick tiefer, als man es sonst bei seiner Nation findet. Er sprach über Kunst und Wissenschaft, vermied aber, so wie es nur möglich war, sich über die neuen Ereignisse auszulassen. Darf ich denn versichern, daß mein einziger Gedanke Angelika war, daß es in meiner Seele brannte, sie in Schmerz versunken zu wissen über meinen Tod! — Ich lag dem Chevalier unaufhörlich an, Briefe von mir zu besorgen nach dem Hauptquartier. Er wies das von der Hand, indem er für die Nichtigkeit der Besorgung nicht einstehen könne, zumal der neue Feldzug so gut als gewiß sey. Er vertröstete mich, daß er, so wie ich nur ganz genesen, dafür sorgen werde, mich, geschehe auch was da wolle, wohlbehalten in mein Vaterland zurückzubringen. Aus seinen Aeußerungen muß' ich beinahe schließen, daß der Krieg wirklich aufs Neue begonnen und zwar zum Nachtheil der Verbündeten, was er mir aus Zartgefühl verschwiege.“

„Doch nur der Erwähnung einzelner Momente bedarf es, um die seltsamen Vermuthungen zu rechtfertigen, die Dagobert in sich trägt.“

„Beinahe Fieberfrei war ich schon, als ich auf einmal zur Nachtzeit in einen unbegreiflichen träumerischen Zustand versiel, vor dem ich noch erbebe, unerachtet mir nur die dunkle Erinnerung daran blieb. Ich sah Angelika, aber es war, als verginge die Gestalt in zitternden Schimmer und vergebens ränge ich darnach sie festzuhalten. Ein anderes Wesen drängte sich dazwischen und legte sich an meine Brust und erfaßte in meinem Innersten mein Herz, und in der glühendsten Quaal untergehend, wurde ich durchdrungen von einem fremden wunderbaren Wohlgefühl. — Andern Morgens fiel mein erster Blick auf ein Bild, das dem Bette gegenüber hing, und das ich dort niemals bemerkt. Ich erschrak bis in tiefster Seele, denn es war Marguerite, die mich mit ihren schwarzen, lebendigen Augen anstrahlte. Ich fragte den Bedienten, wo das Bild herkomme und wen es vorstelle? Er versicherte, es sey des Chevaliers Nichte, die Marquise von L., und das Bild habe immer da gehangen, nur sey es von mir bisher nicht bemerkt worden, weil es erst gestern vom Staube gereinigt. Der Cheva-

lier befügte dieß. So wie ich nun Angelika, wachend, träumend erschauen wollte, stand Marguerite vor mir. Mein eignes Ich schien mir entfremdet, eine fremde Macht gebot über mein Seyn, und in dem tiefen Entsetzen, das mich erfaßte, war es mir, als könne ich Margueriten nicht lassen. Nie vergesse ich die Quaal des grauenhaften Zustandes."

"Eines Morgens liege ich im Fenster, mich erlabend in den süßen Düften, die der Morgenwind mir zuweht, da erschallen in der Ferne Trompetenklänge. — Ich erkenne den fröhlichen Marsch russischer Reiterei, mein ganzes Herz geht mir auf in heller Lust, es ist, als wenn auf den Tönen freundliche Geister zu mir wallen und zu mir sprechen mit lieblichen tröstenden Stimmen, als wenn das wiedergewonnene Leben mir die Hände reicht, mich aufzurichten aus dem Sarge, in dem mich eine feindliche Macht verschlossen! — Mit Wütheschnelle sprengen einzelne Reiter daher — auf den Schloßhof! — Ich schaue herab — Bogislav! — mein Bogislav! schrie ich auf im Uebermaß des höchsten Entzückens! — Der Chevalier tritt ein, bleich — verstört — von unvorhoffter Einquartierung — ganz fataler Unruhe stammelnd! — Ohne auf ihn zu achten, stürze ich herab und liege meinem Bogislav in den Armen!" —

"Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nun, daß der Friede schon längst geschlossen und der größte Theil der Truppen in vollem Rückmarsch begriffen. Alles das hatte mir der Chevalier verschwiegen und mich auf dem Schlosse wie seinen Gefangenen gehalten. Keiner, weder ich noch Bogislav konnten irgend ein Motiv dieser Handlungsweise ahnen, aber Jeder fühlte dunkel, daß hier irgend Unlautes im Spiel seyn müsse. Der Chevalier war von Stund' an nicht mehr derselbe, bis zur Unart mürrisch, langweilte er uns mit Eigensinn und Kleinigkeitkrämerei, ja, als ich im reinsten Gefühl der Dankbarkeit mit Enthusiasmus davon sprach, wie er mir das Leben gerettet, lächelte er recht hämisch dazwischen und gebedrte sich, wie ein launischer Grillenfänger."

"Nach acht und vierzigstündiger Raß brach Bogislav auf, ich schloß mich ihm an. Wir waren froh, als wir die altväterische Burg, die mir nun vorkam, wie ein düstres unheimliches Gefängniß, im Rücken hatten. — Aber nun fahre Du fort, Dagobert, denn recht eigentlich ist nun an Dir die Reihe, die seltsamen Ereignisse, die uns betroffen, fortzuspinnen."

"Wie mag," begann Dagobert, "man doch nur das wunderbare Ahnungsvermögen bezweifeln, das tief in der menschlichen Natur liegt. Nie habe ich an meines Freundes Tod geglaubt. Der Geist, der in Träumen verständlich aus dem Innern zu uns spricht, sagte es mir, daß Moriz lebe, und daß die geheimnißvollsten Bande ihn irgendwo umstrickt hielten. Angelikas Verbindung mit dem Grafen zerschnitt mir das Herz. — Als ich vor einiger Zeit herkam, als ich Angelika in einer Stimmung fand, die mir, ich gestehe es, ein inneres Entsetzen erregte, weil ich, wie in einem magischen Spiegel, ein fürchterliches Geheimniß zu erblicken glaubte — ja! da reiste in mir der Entschluß, das fremde Land so lange zu durchpilgern, bis ich meinen Moriz gefunden. — Kein Wort von der Seligkeit, von dem Entzücken, als ich schon in A. auf deutschem Grund und Boden meinen Moriz wieder fand und mit ihm den General von S — en."

"Alle Furien der Hölle erwachten in meines Freundes Brust, als er Angelikas Verbindung mit dem Grafen vernahm, aber alle Verwünschungen, alle herzzerstreichende Klagen, daß Angelika ihm untreu worden, schwiegen, als ich ihm gewisse Vermuthungen mittheilte, als ich ihm versicherte, daß es in seiner Macht stehe, alles Unwesen auf einmal zu zerstören. Der General S — en

lebte zusammen, als ich den Namen des Grafen nannte, und als ich auf sein Geheiß, sein Antlitz, seine Figur beschrieb, rief er aus: „Ja, kein Zweifel magt, er ist es, er ist es selbst!“

"Benehmen Sie," unterbrach hier der General von Rebner, „mit Erstaunen, daß Graf S — i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine theure Geliebte raubte durch satanische Künste, die ihm zu Gebote standen. In dem Augenblick, als ich ihm den Degen durch den Leib stieß, erfaßte sie und mich ein Hölleblendwerk, das mich auf ewig trennte! — Längst wußte ich, daß die Wunde, die ich ihm beigebracht, nicht einmal gefährlich gewesen, daß er sich um meiner Geliebten Hand bewerben, und — daß sie an demselben Tage, als sie getraut werden sollte, vom Nervenschlag getroffen, niederfiel!" —

"Gerechter Gott," rief die Obristin, „wächst denn nicht wohl gleiches Schicksal meinem Herrenknecht? — Doch wie komme ich denn darauf, dieß zu ahnen?"

"Es ist," sprach Dagobert, „die Stimme des ahnenden Geistes, Frau Obristin, die wahrhaft zu Ihnen spricht."

"Und die gräßliche Erscheinung," fuhr die Obristin fort, „von der uns Moriz ergriffte an jenem Abend, als der Graf so unheimlich bei uns eintrat?"

"Es fiel," nahm Moriz das Wort, „so erzählt ich damals, ein entsetzlicher Schlag, ein eisalter Leichenhauch wehte mich an, und es war, als rauhete eine bleiche Gestalt in zitternden, kaum kenntlichen Umrisen durch das Zimmer. Mit aller Kraft des Geistes bezwang ich mein Entsetzen. Ich behielt die Besinnung, mein Bogislav war erstarrt zum Tode. Als er nach einem Nühen zu sich selbst gebracht wurde vom herbeigekommenen Arzt, reichte er mir wehmüthig die Hand und sprach: Bald — morgen schon enden meine Leiden! — Es geschah, wie er vorausgeseht, aber wie die ewige Macht des Himmels es beschloß, auf ganz andere Weise, als er es wohl gemeint. Im düstern wüthendsten Gefecht am andern Morgen traf ihn eine matte Kartätschenkugel auf die Brust, und warf ihn vom Pferde. Die wohlthätige Kugel hatte das Bild der Angewandten, das er noch immer auf der Brust trug, in tausend Scherben zerplittert. Leicht war die Contusion geheilt, und seit der Zeit hat mein Bogislav niemals etwas Unheimliches verspürt, das verstörend in sein Leben getreten seyn sollte."

"So ist es," sprach der General, „und selb' das Andenken an die verlorne Geliebte erfüllt mich mit dem milden Schmerz, der dem innern Geist so wohlthatig ist — Doch mag unser Freund Dagobert nur erzählen, was es sich weiter mit uns begab."

"Wir eilten fort von A.," nahm Dagobert das Wort, „heute in der frühesten Morgenämmerung trafen wir ein in dem kleinen Städtchen P., das sechs Meilen von hier entfernt. Wir gedachten einige Stunden zu ruhen, und dann weiter zu reisen geradesweges hieher. Es ward uns, meinem Moriz und mir, als aus einem Zimmer des Gasthofes uns Marguerite entgegen stiegen, den Wahnsinn im bleichen Antlitz. Sie fiel dem Rittmeister zu Füßen, umschlang heulend seine Knie, rief sich die schwärzeste Verbrecherin, die hundertmal den Tod verdient, flehte ihn an, sie auf der Stelle zu ermorden. Moriz stieß sie mit dem tiefsten Abscheu von sich und rannte fort."

"Ja!" fiel der Rittmeister dem Freunde ins Wort, „als ich Marguerite zu meinen Füßen erblickte, klang alle Quaal jenes entsetzlichen Zustandes, dem ich im Schlosse des Chevaliers erlitten, über mich, und ergriffeten eine nie gekannte Wuth in mir. Ich war im Begriff Margueriten den Degen durch die Brust zu stoßen, als ich, mich mit Gewalt bezähmend, davon rannte."

„Ich hob,“ fuhr Dagobert fort, „Margueriten von der Erde auf, ich trug sie in das Zimmer, es gelang mir, sie zu beruhigen, und in abgerissenen Reden von ihr zu erfahren, was ich geahnet. Sie gab mir einen Brief, den sie von dem Grafen gestern um Mitternacht erhalten. Hier ist er!“

Dagobert zog einen Brief hervor, schlug ihn auseinander und las:

„Lieben Sie, Marguerite! — Alles ist verloren! — Er naht der Verhaftung. Alle meine Wissenschaft reicht nicht hin gegen das dunkle Verhängnis, das mich erfasst am höchsten Ziel meines Seyns. — Marguerite! ich habe Sie in Geheimnisse eingeweiht, die das gewöhnliche Weib, das darnach strebt, vernichtet haben würden. Aber mit besonderer geistiger Kraft, mit festem starkem Willen ausgerüstet, waren Sie eine würdige Schülerin des tief erfahrenen Meisters. Sie haben mir beigefanden. Durch Sie herrschte ich über Angelikas Gemüth, über ihr ganzes inneres Wesen. Dafür wollt' ich Ihnen das Glück des Lebens bereiten, wie es in Ihrer Seele lag, und betrat die geheimnißvollsten gefährlichsten Kreise, begann Operationen, von denen ich oft mich selbst entsetzte. Umsonst! — Lieben Sie, sonst ist Ihr Untergang gewiß. — Bis zum höchsten Moment trete ich gegen die feindlichen Macht entgegen. Aber ich fühl' es, dieser Moment giebt mir den jähen Tod! — Ich werde einsam sterben. So wie der Augenblick gekommen, wandte ich zu jenem wunderbaren Baum, unter dessen Schatten ich oft von den wunderbaren Geheimnissen zu Ihnen sprach, die mir zu Gebote stehen. Marguerite! entlagen Sie für immer diesen Geheimnissen. Die Natur, die grausame Mutter, die abhold geworden den entarteten Kindern, wirft den vorwichtigen Spähern, die mit hehrer Hand an ihrem Schleier zupfen, ein glänzendes Spielzeug hin, das sie verlockt und seine verderbliche Kraft gegen sie selbst richtet. — Ich erschlug einst ein Weib, in dem Augenblick, als ich wähnte, es in der höchsten Inbrunst aller Liebe zu umfassen. Das lähmte meine Kraft, und doch hoffte ich wahnsinniger Thor, noch auf irdisches Glück! — Leben Sie wohl, Marguerite! — Gehen Sie in Ihr Vaterland zurück. — Gehen Sie nach S. Der Chevalier von T. wird für Ihr Glück sorgen. — Leben Sie wohl!“

Als Dagobert den Brief gelesen, fühlten sich Alle von innern Schauer durchbebt.

„So muß ich,“ begann endlich die Obristin leise, „an Dinge glauben, gegen die sich mein innerstes Gemüth sträubt. Aber gewiß ist es, daß es mir ganz unbegreiflich blieb, wie Angelika sobald ihren Moris verzeihen und sich ganz dem Grafen zuwenden konnte. Nicht entgangen ist mir indessen, daß sie sich fast beständig in einem exaltirten Zustande befand, und eben die Erfüllung mich mit den quälendsten Besorgnissen. Ich erinnere mich das sich Angelikas Neigung zum Grafen zuerst äußerte auf besondere Weise. Sie vertraute mir nämlich, wie sie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen sehr lebhaft und angenehm träume.“

„Ganz recht,“ nahm Dagobert das Wort, „Marguerite gestand mir ein, daß sie auf des Grafen Geheiß Nächte über bei Angelika zugebracht, und leise, leise, mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr geschaut. Da der Graf selbst sey manchmal um Mitternacht in die Stube getreten, habe Minuten lang den starrten Blick auf die schlafende Angelika gerichtet, und sich dann wieder entfernt. — Doch bedarf es jetzt, da ich des Grafen bedeutungsvollen Brief vorgelesen, wohl noch eines Commentars? — Gewiß ist es daß er darauf ausging, durch allerlei geheime Künste auf das innere Gemüth psychisch zu wirken, und daß ihm dieß vermöge besonderer Naturkraft gelang. Er stand mit dem

Chevalier von T. in Verbindung, und gehörte zu jener unsichtbaren Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt, und aus der alten Pythagoräischen Schule entstanden seyn soll. — Auf seinen Anlaß hielt der Chevalier den Rittmeister fest in seinem Schlosse, und übte an ihm allerlei bösen Liebeszauber. — Ich könnte weiter eingehen in die geheimnißvollen Mittel, vermöge der der Graf wußte, sich des fremden psychischen Prinzips zu bemächtigen, wie sie Marguerite mir entdeckte, ich könnte Manches erklären aus einer Wissenschaft, die mir nicht unbekannt, deren Namen ich aber nicht nennen mag, aus Furcht mißverstanden zu werden — doch man erlasse mir dieses wenigstens für heute.“ „D für immer,“ rief die Obristin mit Begeisterung, „nichts mehr von dem finstern unbekanntem Reich, wo das Grauen wohnt und das Entsetzen! — Dank der ewigen Macht des Himmels, die mein liebes Herzenskind gerettet, die uns befreit hat von dem unheimlichen Gast, der so zerstörend in unser Haus trat.“ — Man beschloß andern Tages nach der Stadt zurückzukehren. Nur der Obrist und Dagobert blieben, um die Beerbigung des Grafen zu besorgen.

Längst war Angelika des Rittmeisters glückliche Gattin. Da geschah es, daß an einem stürmischen Novembertage die Familie mit Dagobert in demselben Saal am lodernen Kaminfeuer saß, wie damals, als Graf S — i so gespenstisch durch die Thüre hineinschritt. Wie damals heulten und piffen wunderliche Stimmen durcheinander, die der Sturmwind in den Rauchfängen aus dem Schloße aufgestört. „Wißt Ihr wohl noch,“ fragte die Obristin mit leuchtenden Blicken — „erinnert Ihr Euch noch?“ „Nur keine Gespenstergeschichten!“ rief der Obrist, aber Angelika und Moris sprachen davon, was sie an jenem Abende empfunden, und wie sie schon damals sich über alle Maßen geliebt, und konnten nicht aufhören, des kleinsten Umstandes zu erwähnen, der sich damals begeben, wie in allem nur der reine Strahl ihrer Liebe sich abspiegelt, und wie selbst die süßen Schauer des Grauens sich nur aus liebender sehnsüchtiger Brust erhoben, und wie nur der unheimliche Gast, von den gespenstischen Unglücksstimmen verkündigt, alles Entsetzen über sie gebracht. „Ist es,“ sprach Angelika, „mein Herzens-Moris, denn nicht so, als wenn die seltsamen Töne des Sturmwindes, die sich eben jetzt hören lassen, gar freundlich zu uns von unserm Liebe sprächen?“ „Ganz recht,“ nahm Dagobert das Wort, „und selbst das Pfeifen und Zirpen und Zischen der Theemaschine klingt gar nicht im Mindesten mehr graulich, sondern wie mich dünkt, ungefähr so, als besänne sich das darin verschlossene artige Hausgeistlein auf ein hübsches Wiegenlied.“

Da barg Angelika das in hellen Rosenflammen aufglühende Antlitz, im Busen des überglücklichen Moris. Der Schlang aber den Arm um die holde Gattin und lächelte leise: Sieht es denn noch hienieden eine höhere Seligkeit als diese?“

„Ich merk' es wohl,“ sprach Dttmar, als er die Erzählung beendet hatte und die Freunde in mürrischem Stillschweigen verharren, „Ihr seyd von meinem Geschichtlein eben nicht sonderlich erbaut. Wir wollen daher nicht weiter viel darüber reden, sondern es der Vergessenheit hingeben.“

„Das beste, was wir thun können,“ erwiederte Lothar.

„Und doch,“ nahm Gyprian das Wort, „muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. Zwar könntet Ihr sagen, daß ich in gewisser Art Partei bin, da Dttmar zu seinem Gericht manches Gewürz von mir empfing, und dießmal ganz eigentlich in meiner Küche kochte, mir

also gar kein Urtheil anmaßen darf, indessen werdet Ihr doch selbst, wollt Ihr nicht ächte Madamantzen, alles schonungslos verdammen, zusehen müssen, daß manches in Dtmars Erzählung für serapiontisch gelten kann, wie z. B. gleich der Anfang. —

„Ganz recht,“ unterbrach Theodor den Freund, „die Gesellschaft bei der Rheemaschine mag für lebendig gelten, so wie manches andere im Verlauf der Geschichte; aber aufrichtig gestanden, mit dergleichen gespenstischen unheimlichen Gestalten, wie der fremde Graf, sind wir schon ein wenig stark geschoren worden, und es möchte schwer fallen, ihnen noch fürder Neuheit und Originalität zu geben. Der fremde Graf gleicht dem Alban in dem Magnetiseur (Ihr kennt die Geschichte), so wie überhaupt die Erzählung mit Dtmars seiner eigentlich dieselbe Basis hat. Ich möchte daher sowohl unsern Dtmars als Dich mein Cyprianus bitten, dergleichen Unholde künftig ganz aus dem Spiel zu lassen. Dtmars wird das möglich seyn, Dir Cyprian aber, glaub ich niemals. Dir werden wir daher wohl erlauben müssen, dann und wann solch' einen Spuk aufzustellen, und nur die Bedingung machen können, daß er wahrhaft serapiontisch, das heißt, recht aus der Tiefe Deiner Fantasie hervorgegangen sey. Außerdem aber scheint der Magnetiseur rhapsodisch, der unheimliche Gast ist es aber in der That.“

„Auch hier,“ sprach Cyprian, „muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. — Wißt, daß unlängst hier ganz in der Nähe sich wirklich eine Begebenheit zutrug, die ähnliches hat mit dem Inhalt des unheimlichen Gastes. In einen stillen gemütlichen Familienkreis trat, als eben allerlei Gespenstergeschichten aufgetischt wurden, plötzlich ein Fremder, der allen unheimlich und grauenhaft erschien, seiner scheinbaren Flachheit und Alltäglichkeit unerachtet. Dieser Fremde versörte aber durch sein Erscheinen nicht nur den frohen Abend, sondern dann das Glück, die Ruhe der ganzen Familie auf lange Zeit. Ein glückliches Weib ergreifen noch heute Todessehner, wenn sie an die Arglist und Bosheit denkt, mit der jener Fremde sie in sein Netz verlocken wollte. Diese Begebenheit erzählte ich nun damals Dtmars und nichts wirkte auf ihn mehr, als der Moment, wie der Fremde plötzlich gespenstisch hineintritt und mit dem jähen Schreck, zu dem das aufgeregte Gemüth geneigt, die Ahnung des feindlichen Prinzips alle ergreift. Dieser Moment ging lebendig auf in Dtmars Innern und schuf die ganze Erzählung.“

„Da aber,“ unterbrach Dtmars lächelnd den Freund, „ein einzelner Moment, eine Situation noch lange keine Erzählung ist, vielmehr diese in ihrem ganzen Umfange mit allen Einzelheiten, Beziehungen u. s. für und fertig hervorbringen muß wie Minerva aus Jupiters Haupt, so konnte das Ganze nicht besonders gerathen, und es half mir wenig, daß ich einzelne Züge aus der Wirklichkeit nutzte und doch vielleicht nicht ohne alles Geschick in das Fantastische hineinschob.“

„Ja,“ sprach Lothar, „Du hast recht, mein Freund! Ein einzelner frappanter Moment ist noch lange keine Erzählung, so wie eine einzelne glücklich erfundene dramatische Situation noch lange kein Theaterstück. Mir fällt dabei die Art ein, wie ein Theaterdichter, der nicht mehr auf der Erde wandelt, und dessen Schauer und Entsetzen erregender Tod wohl seine ärgsten Widersacher versöhnt, sein Schuldbuch vertilgt haben mag, wie der seine Theaterstücke zu fabriziren pflegte. In einer Gesellschaft, der ich selbst bewohnte, gestand er ohne Hehl, daß er irgend eine gute dramatische Situation, die ihm aufgegangen, erfasse, und dann dieser allein zu Gefallen irgend einen Cannevas zusammenleime, gleichsam so drum herum hinge. — Seine eigenen Worte! —

Diese Erklärung gab mir den vollständigsten Aufschluß über das innerste Wesen, den eigenthümlichsten Charakter der Stücke jenes Dichters, vorzüglich aus der letzten Zeit. Keinem derselben fehlt es an irgend einer Seite glücklich, ja oft genial erfundenen Situation. Um diese herum sind aber die Szenen, welche einen magern alltäglichen Stoff mühsam fortzuschleppen, gewoben wie ein lockres loses Gespinnst, jedoch ist die im Bedenken vielgeübte Hand des Webers niemals zu verkennen.“

„Niemals?“ sprach Theodor, „ich dünkte doch jedesmal da, wo der nur Gemeinplätzen und alltäglicher Gebärmlichkeit huldigende Dichter sich ins romantische, wahrhaft poetische versteinern wollte. Das merkwürdigste traurigste Beispiel davon giebt das sogenannte romantische Schauspiel Deodata, ein kurioser Wechselbalg, an dem ein wackerer Komponist nicht gute Musik hätte verschreiben sollen. Es giebt kein näheres Bekantniß des gänzlichen Mangels an innerer Poesie, des gänzlichen Nichtnehmens höherer dramatischen Lebens, als wenn der Dichter der Deodata in dem Vorwort, die Spur des Bösen verwirft, weil es unnatürlich sey, daß die Leute auf dem Theater fangen und dann versichert, er habe sich bemüht, in folgendem romantischem Schauspiel den Gesang, den er eingemischt, natürlich herbeizuführen.“ —

„Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten,“ rief Cyprian. „Und das um so mehr,“ sprach Lothar, „als mich dünkt, schon die Mitternachtsstunde naht, die der selige Mann nutzen könnte, uns wie er es im Leben für den Regenbogen anzutun pflegte, einige Dersagen zu theilen mit unsichtbarer Krallenfaust.“ In dem Augenblick rollte der Wagen heran, den Lothar bei dem entkräfteten Theodor's halber herausbestellt hatte, und in dem die Freunde zurückkehrten nach der Stadt.

Sechster Abschnitt.

Den Sylvester, den sonst nichts in der Welt zu bewegen vermochte, zur schönen Jahreszeit das Land zu verlassen, hatte doch eine unwiderstehliche psychische Gewalt nach der Stadt gezogen. Es sollte nemlich ein kleines Theaterstück, das er unlängst gedichtet, aufgeführt werden, und es scheint unmöglich, daß ein Dichter die erste Darstellung seines Werks veräume, daß er auch dabei mit vieler Angst und Noth zu kämpfen.

Auch Vinzenz hatte sich wieder aus dem Genüß hervorgefunden, so war aber der Serapionsklub wenigstens für den Augenblick wieder hergestellt, und die Brüder versammelten sich in demselben freundlichen Garten, in dem sie ihre letzte Zusammenkunft gehalten.

Sylvester schien nicht derselbe, er war keitver, gesprächiger als jemals, und schien überhaupt wie einem dem ein großes Glück wiederfahren.

„War es nicht vernünftig,“ sprach Lothar, „daß wir unsere Zusammenkunft aufschoben, bis unsern Freundes Stück aufgeführt worden? — Wir hätten uns fern guten Serapionsbrüder zerstreut, theilmäßig ja wie von einer schweren Last gedrückt gefunden. Dtmars hätte ihn sein eigenes Werk wie ein böses Pöppel geneckt und gefoppt, aber nun nachdem es eigenlich entpuppt und als schöner Schmetterling emporgeflogen, der um mannigfache Gunst nicht umsonst gebittet hat, nun ist alles klar und hell in seinem Gemüth. Er hat verklärt in dem Glanz des verdienten ihm reichlich gespendeten Beifalls, und wir wollen es ihm nicht im Augenblick verdienen, wenn er heute etwas stolz auf uns herabsieht, da keiner im Stande, es ihm nachzumachen und sechs oder achthundert Menschen mit einem Schläge

zu elektrifiziren. — Aber jedem das Seine, Dein kleines Stück ist gut, Sylvester, aber Du mußt es gestehen, daß die vortreffliche Aufführung dem Werk erst recht tüchtige Flügel ansetzte. Du bist gewiß mit den Schauspielern im höchsten Grade zufrieden.“

„Allerdings,“ erwiderte Sylvester, „wiewohl es sehr schwer ist, daß ein Theaterdichter mit der Aufführung seines Werkes zufrieden seyn solle. Ist er nicht selbst jede Person seines Stücks, deren eigenthümlichste Charakteristik mit allen ihren Bedingungen sich in seinem eignen Innern erzeugt hat, und scheint es nicht unmöglich, daß ein anderer sich jenen innersten Gedanken, der die Person geboren, so aneignet, oder vielmehr so ganz in sich aufnehme, um ihn rein und unverfälscht zum regen Leben herauszufördern? — Aber der störrische Dichter will, daß dies geschehe, und je lebendiger die Person des Stücks in ihm aufgegangen, desto unzufriedener wird er mit der geringsten Abweichung seyn, die er in der Gestaltung, in dem Spiel des Schauspielers findet. Gewiß ist es, daß daher der Dichter an einer Befangenheit leidet, die ihm den Genuß seines Werkes verbirbt, und daß nur dann, wenn er sich dieser Befangenheit zu entschwingen, wenn er seine Dichtung, seine Person, als losgelöst von seinem Innern, objektiv zu betrachten vermag, sein Werk ihn nach Umständen erfreuen kann.“

„Aber,“ nahm Dttmar das Wort, „aller Aerger, den ein Theaterdichter empfinden mag, wenn er statt seiner, andere und noch dazu den seinen ganz unähnliche Personen auftreten sieht, wird reichlich aufgewogen durch den Beifall des Publikums, für den sich kein Künstler verschließen kann und soll.“

„Allerdings,“ sprach Sylvester weiter, „und da der Beifall zunächst dem darstellenden Künstler gezollt wird, so überzeugt sich der Dichter, der auf seinem entfernten Plätzchen mit Sittren und Jagen, ja oft mit Aerger und Unmuth zuschaut, zuletzt: auch die fremde Person, die auf den Brettern der seinigen wenigstens die Worte nachspricht, sey gar nicht so übel wie man denken sollte. Gewiß ist es auch, und kein humaner, nicht in sich selbst ganz versessener Dichter wird es läugnen, daß mancher geniale Schauspieler, dem die Person des Stücks in wahrer Lebensfarbe aufgegangen, dem Dichter eine Charakteristik zu erschließen vermag, an die er selbst, wenigstens nicht deutlich, dachte, und dennoch für wahr anerkennen muß. Der Dichter schaut eine Person, die aus seinen innersten Elementen geboren, jedoch in ihm fremdartiger Gestalt, aber eben diese Gestalt entspricht jenen Elementen, ja es scheint unmöglich, daß sie anders seyn könne, und er geräth über das, was ohne sein zu scheinen, doch sein ist, in ein freudiges Erstausen, als ob er im engen Stüblein plötzlich einen Schatz gefunden, dessen Existenz er nicht geahnet.“

„Da hörte ich,“ nahm Dttmar das Wort, „meinen lieben gutmüthigen Sylvester, dem jene Eitelkeit völlig fremd ist, an der manches große wahrhafte Talent den Erstlingsstod stirbt. Irgend ein Theaterdichter hat einmal unverholen geäußert, daß es durchaus keine Schauspieler gebe, die im Stande seyn sollten, den ihm inwohnenden Geist zu erkennen, und die Personen, die er schafft, darzustellen. — Wie so ganz anders war es mit unserem großen herrlichen Schiller! Der gerieth einmal wirklich in jenes freudige Erstausen, von dem Sylvester spricht, als er den Wallenstein darstellen sah, und versicherte, nun erst sehe sein Held ihm recht lebendig im Fleische und Blut vor Augen. Der den Wallenstein darstellte, war aber Gleck, der ewig unvergeßliche Heros unserer Bühne.“

„Uebrigens,“ sprach Lothar, „bin ich überzeugt, und das Beispiel, welches Dttmar so eben anführt, giebt den besten Beweis davon, daß der Dichter, dem in der

Tiefe des Gemüths die wahrhaftige Erkenntniß der Kunst und mit ihr auch die Andacht aufgegangen, die den schaffenden Geist im Universum anbetet, sich nicht herabzuwürdigen vermag zu dem schändlichen Höhendienste, der nichts verehrt als sein eignes Ich, als einzig alles Vortreffliche gebährenden Fetisch. — Sehr leicht wird ein großes Talent für ein wahrhaftes Genie geachtet, aber die Zeit vernichtet jede Täuschung, indem das Talent ihren Angriffen erliegt, während sie über das wahrhafte Genie, das in unverletzlicher Schönheit und Stärke fortlebt, nichts vermag! — Um aber wieder auf unsern Sylvester und sein Theaterstück zurückzukommen, so muß ich Euch bekennen, daß ich gar nicht zu begreifen vermag, wie jemand zu dem heroischen Entschluß kommen kann, ein Opus, das er seiner regen Fantasie und glücklichen schöpferischen Augenblicke verbannt, vor sich auf den schlüpfrigen schwankenden Brettern des Theaters heragirren zu lassen!“

Die Freunde lachten und meinten, daß Lothar nach seiner gewöhnlichen Art und Weise wieder mit einer ganz absonderlichen Meinung hervortreten würde.

„Bin ich,“ sprach Lothar, „denn solch ein absonderlicher Mensch, der manchmal meint, was kein anderer zu meinen gerade aufgelegt ist? — Nun, mag es dem seyn wie ihm wolle, ich wiederhole, daß, wenn ein ordentlicher Dichter mit treuem wahrhaftem Gemüth wie unser Sylvester, ein Stück aufs Theater bringt, es mich bedünken will, als entschloße er sich, auf gut Glück durchs Fenster zu springen, aus dem dritten Stock des Hauses! — Ich will es Euch nur gestehen! — Als ich Euch versicherte, ich sey, da Sylvesters Stück gegeben wurde, gar nicht im Theater gewesen, sondern urtheile nur von Hörensagen, so habe ich Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß belogen! — Allerdings sah ich auf einem entfernten Plätzchen, ein zweiter Sylvester, ein zweiter Dichter des Stücks. Denn unmöglich war bei ihm selbst die Spannung, das seltsame aus Lust und Unmuth, aus beinahe bis zur Angst gesteigerter Befangenheit zusammengesetzte Gefühl stärker als bei mir. Jedes Wort des Schauspielers, jede seiner Bewegungen, die mir nicht richtig schien, versetzte mir den Athem, und ich dachte: O Du mein Himmel, kann das wirken, kann das gefallen? — und ist denn der Dichter daran Schuld?“

„Du machst,“ nahm Sylvester das Wort, „das Ding zu arg. Auch mir versetzt, vorzüglich fängt das Stück an, eine schlimme Bekommenheit den Athem, die sich, geht das Ding gut von Statten, äußert sich das Publikum gnädig, aber immer mehr und mehr verliert und einem sehr angenehmen Gefühl Platz macht, woran freilich das egoistische Wohlgefallen an dem eignen Schöpfung den größten Antheil haben mag.“

„O Ihr Theaterdichter!“ rief Winzeng, „Ihr seyd die eitelsten, die es giebt; Euch ist der Beifall der Menge der wahre Honig von Hybla, den Ihr genießt mit süßen Mienen! — Doch ich will den Advocatum diaboli machen und beibringen, daß Euch Eure Angst, Eure Bekommenheit, die mancher bloß für den Krampf der Eitelkeit, der Gefallsucht halten möchte, eben so wenig zu verdenken ist, als jedem, der ein hohes gewagtes Spiel spielt. Ihr seht Euer Ich ein, und Beifall ist der Gewinn; der Verlust aber nicht allein zu verbienender Tadel, sondern noch, steigt dieser bis zu unverholner öffentlicher Aeußerung, jener Makel des Lächerlichen, der das ärgste und wenigstens nach der Meinung der Franzosen die fürchterlichste Verdammniß ist, die ein Mensch hienieden dulden kann. — Tugendhafte Franzmänner wollen daher ja auch viel lieber für ausgemachte Schurken gelten, als lächerlich erscheinen. — Ganz gewiß ist es, daß den ausgepochten Theaterdichter immer der Fluch des Lächerlichen trifft, den er oft Zeit seines Lebens

nicht abschüttelt. Selbst nachheriger Beifall bleibt zweideutig, und schon mancher, dem dergleichen geschah, ist verzweiflungsvoll in die triste Sinode jener Dichtungen geflohen, die sich wie Schauspiele gebärden, indessen, wie der Autor auf das heiligste versichert, durchaus nicht für das Theater bestimmt sind."

"Ich gebe," sprach Theodor, "Euch beiden, Lothar und Vinzenz, aus tiefer Ueberzeugung vollkommen recht, daß es für einen Dichter, zumal aber einen Compensisten, ein gar gewagtes Spiel ist, ein Werk auf das Theater zu bringen. Es heißt sein Eigenthum Preis geben dem Wüde und den Wellen. Bedenkt man nehmlich, von welchen tausend Zufälligkeiten die Wirkung eines Stückes abhängt, wie oft der gedachte und wohlberechnete Effect irgend einer Stelle an dem Ungeschick eines einzigen Sängers, eines einzigen Instrumentalisten scheitert, wie oft —"

"Hört! hört!" unterbrach Vinzenz den Freund, "rufe ich wie die edlen Lords im englischen Parlament, wenn ein edler Lord im Begriff steht, recht aus der Schule zu schwagen. Theodor hat eben nichts im Sinn als die Oper, die er vor ein Paar Jahren aufs Theater brachte! „Da ich nun," sprach er, „ein Duzend misslungene Proben angeschaut habe, da noch selbst in der letzten Hauptprobe der Maestro mit meiner Partitur nicht ganz im Reinen war, so wie mit dem Verständniß des ganzen Werks überhaupt, so bin ich über die Zweideutigkeit des Schicksals, das gleich einer schwarzen Wolke über meiner Dichtung hängt, ganz berubiat. Fällt mein Werk, so falle es denn! mir ist alle Besorgnis deshalb benommen, ich bin hinweg über alle Angst und Beklommenheit des Autors, und was dergleichen schöne Redensarten noch mehr waren. Genau, als ich am Tage der Aufführung meinen Freund sah, und die Zeit da war, nach dem Theater zu gehen, wurde er plötzlich leichenblau, lachte aber dabei ungemein, niemand wußte recht worüber, versicherte sehr heftig, beinahe habe er vergessen, daß seine Oper heute gegeben würde, wollte durchaus, als er den Ueberrock anzuziehen unternahm, den rechten Arm in den linken Kermel stecken, so daß ihm meine Beihülfe nöthig, rannte dann, ohne ein Wort zu sprechen, wie besessen über die Straße, und fiel, als in dem Augenblick, da er in die Loge treten wollte, der erste Afford der Auvature loszuschlug, dem erschrockenen Logenschleifer in die Arme, dann aber —"

"Still! still!" rief Theodor, "was meine Oper und deren Aufführung betrifft, so will ich Euch, sollt es Euch einmal wieder gemüthlich seyn über Musik zu sprechen, manches darüber sagen, aber heute kein Wort davon, kein einziges Wörtchen."

"Schon viel zu viel," nahm Lothar das Wort, "haben wir überdem über ein und dasselbe geschwätzt, und zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß mir das Anekdotchen von Voltaire sehr wohl gefällt, der einmal als ein Trauerspiel — irr' ich nicht, so war es Zaire — gegeben werden sollte, über das Schicksal seines Werks in solch schrecklicher Angst war, daß er es gar nicht wagte, in das Theater zu gehen. Auf dem ganzen Wege von dem Theater bis zu seiner Wohnung waren aber Boten ausgesandt, die von Moment zu Moment ihm telegraphische Nachrichten von dem Gange des Stückes zubringen mußten, so daß er auf seiner Stube im Schlafrock alle Quaaln, alle Lust des Autors gemächlich zu empfinden im Stande war."

"Sollte," sprach Sylvester, "dies Anekdotlein nicht eine gute Theaterzene geben, und zugleich eine tüchtige Aufgabe für einen Schauspieler seyn, der die sogenannten Charakterrollen spielt? — Man denke sich Voltaire auf der Bühne — er empfängt die Nachrichten — „das Publikum ist unruhig!" — „Da," ruft er, „ist

es möglich, Deine Theilnahme zu erregen, leichtsinnig Volk!" — „Das Publikum applaudirt, schreit und Entzücken!" — „Da! wackre Franzosen, ihr verlorne Guern Voltaire und habt ihn!" — „das Publikum zischt, auch lassen sich Pfeifelein hören!" — „Vertrether, treulose! — das mir, das mir —"

"Halt, halt," rief Ottmar, "Sylvester macht sich hier in der Begeisterung des Beifalls, den er errungen, auf der Stelle ein ganzes Lustspiel, statt daß er als ein würdiger Serapionsbruder für uns sorgen und die Erzählung vorlesen soll, deren sehr anziehenden Stoff er mir vor einiger Zeit brieflich mittheilte, und die er, wie ich weiß, ausgearbeitet und mitgebracht hat."

"Wir haben," sprach Sylvester, "so eben an Voltaire gedacht, Ihr möget daher, meine theuren Serapionsbrüder, an sein Siècle de Louis XIV. und an dies Zeitalter überhaupt selbst denken, aus dem ich die Erzählung entnommen, die ich demüthigst Eurem guten Aufsatze empfehle."

Sylvester las:

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

In der Straße St. Honoré war das kleine Haus gelegen, welches Magdalaine von Scuderi, bekannt durch ihre anmuthigen Verse, durch die Gunst Ludwig XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät am Witternacht — es mochte im Herbst des Jahres 1680 seyn — wurde an dieses Haus hart und heftig angeschlagen, daß es im ganzen Flur laut widerhallte. — Baptiste, der in des Fräuleins kleinem Haus halt Koch, Bedienten und Thürsteher zugleich vorstand, war mit Erlaubniß seiner Herrschaft über Land gegangen zur Hochzeit seiner Schwester, und so kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hause noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiste fortgegangen, und sie mit dem Fräulein ohne weitem Schutz im Hause gelassen sey; aller Frevol von Einbruch, Diebstahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Hausverwelter, von der Einsamkeit des Hauses unterrichtet, da draußen tobe, und eingelassen ein böses Vorhaben gegen die Herrschaft ausführen wolle, und so blieb sie in ihrem Zimmer zitternd und zagend, und den Baptiste oermuthend sammt seiner Schwester Hochzeit. Unterdessen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwischen: „So macht doch nur auf um Christuswillen, so macht doch nur auf!" — Endlich in steigender Angst ergriß die Martiniere schnell den Leuchter mit der brennenden Kerze, und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm sie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: „Um Christuswillen, so macht doch nur auf!" — „In der That," dachte die Martiniere, „so spricht doch wohl kein Räuber, wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht sucht bei meiner Herrschaft, die ja geneigt ist zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorsichtig seyn!" — Sie öffnete ein Fenster und rief hinab, wer denn da unten in später Nacht so an der Hausthür tobe, und alles aus dem Schlafe wecke, indem sie ihrer tiefen Stimme so viel Männliches zu geben sich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondstrahlen, die eben durch die finstern Wolken brachen, gewahrte sie eine lange, in einen hellgrauen Mantel gewickelte Gestalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, so, daß es der unten vernehmen konnte: „Baptiste, Claudi-